Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 2 (1843)

Artikel: Ulrich von Hutten
Autor: Stockmeyer, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-109423

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten.

Oeffentlicher Vortrag, gehalten

von

J. Stockmeyer.

Wenn unsere historische Gesellschaft einzelne ihrer Mitglieder mit dem Auftrage einer öffentlichen Vorlesung beehrt, so scheinen diese bei der Wahl ihres Gegenstandes eine gedoppelte Rücksicht nehmen zu müssen. Es muß nämlich der Gegenstand einerseits allgemein anziehend und andrerseits darf er doch nicht zu allgemein bekannt seyn. In ersterer Beziehung dürfte die von mir getroffene Wahl wohl kaum einen Vorwurf zu befürchten haben. Ist uns doch das Glück zu Theil geworden, durch eine Reihe von Wintern hindurch die Geschichte der Reformationszeit in einem großen Gemälde von Meisterhand uns vor Augen geführt zu sehen, und in wem wäre dabei nicht das Interesse erwacht, mit den einzelnen Gruppen dieses Gemäldes, mit den einzelnen Gestalten dieser Gruppen noch insbesondere näher bekannt zu werden? Dieses Bedürfniß wird uns aber vornehmlich bei solchen Männern fühlbar, welche zwar nicht wie Luther und Calvin als eigentliche Häupter der Reformation anzusehen und für ganze Gemeinschaften namengebend geworden sind, welche sich aber ihrer Bedeutung nach zunächst um dieselben herum-

gruppiren, bei Männern, wie Erasmus und Ulrich von Hutten. Den großen Rotterdamer nennen wir Basler mit Grund zum guten Theile den unsrigen, und das Neujahrblatt von 1827 hat ihn in allen Kreisen unter uns bekannt gemacht. Heute soll in Ulrich von Hutten sein Gegenbild vor uns auftreten, sein schlagendes Gegenbild; denn es läßt sich in vielfacher Beziehung sagen: was Hutten fehlte, das hatte Erasmus, und was diesem entging, das war Hutten gegeben. Doch nicht nur, daß sie nach Persönlichkeit und Gaben einander gegenüberstanden, sondern eben diese Gegensätze waren es, wodurch sie auch aus langjährigen Freunden zu Gegnern wurden, und der Schauplatz ihrer Entzweiung war unsre gute Vaterstadt, welche Jedem von ihnen eine gastfreundliche Aufnahme gewährt hatte.

Wenn ich nun aber demnach kaum mehr zweifeln darf, in Ulrich von Hutten einen anziehenden Gegenstand gewählt zu haben, so muß ich freilich dagegen fürchten, es möchte dafür derselbe unter die zu allgemein bekannten gehören. Die neuere Zeit hat uns nämlich nicht nur mit einer Gesammtausgabe der Werke, sondern auch mit drei namhaften Biographieen Ulrichs von Hutten beschenkt. Davon wird sich nun freilich die bedeutendste, die von Meiners, mit ihrem weitschichtigen gelehrten Apparat wohl schwerlich jemals den Weg zu weitern Leserkreisen bahnen. Dagegen wäre es zu bedauern, wenn die beiden andern, die von Wagenseil und die von Schubart nicht noch immer zahlreiche Leser finden sollten. Die erstere dieser beiden, ohne besondere Vorzüge der Form, fesselt dennoch durch eine sorgfältige, treue, hingebende Liebe zu ihrem Gegenstand; die letztere, bei einem gewissen Mangel an Vollständigkeit und Genauigkeit, reißt dennoch durch ihre warme Begeisterung und gewandte lebendige Darstellung mit sich fort. Ich muß es nun freilich darauf ankommen lassen, in wie weit Sie mit diesen Schriften und dadurch mit unserm Gegenstande selbst

bereits vertraut geworden sind. Sollte es mir indessen gelingen, denjenigen unter Ihnen, bei welchen dies der Fall ist, das großartige Bild in dieser kürzeren, flüchtigern Darstellung, gleich als in einem Schattenriß, den Hauptzügen nach auf eine angenehme Art wieder aufzufrischen: und andrerseits Diejenigen, welche vielleicht diese Bekanntschaft noch nicht gemacht haben, in so weit für unsern Gegenstand zu interessiren, daß sie zu jenen ausführlicheren Darstellungen griffen, und diesen unbedeutenden Vortrag darüber vergäßen, so würden meine Hoffnungen weit übertroffen seyn.

Gewiß ist ihnen Hutten's Bildniß schon begegnet; eine ritterliche Gestalt im Harnisch, den Lorbeer um die Stirne, so ließ er selbst sich am liebsten conterfeien, seit ihn der Kaiser Max I. zum Ritter geschlagen und mit eigener Hand zum Dichter und Redner gekrönt hatte, und jedenfalls ist dies die Tracht, welche ihn am treffendsten bezeichnet. Um den Lorbeer hat er gestritten sein Leben lang mit dem Schwerte und mit der Feder. Ich habe Ihnen einen der ritterlichsten Männer und zugleich einen der bedeutendsten Schriftsteller des 16. Jahrhunderts vor Augen zu führen. Beide aber, der Ritter und der Schriftsteller, sind so zu einem Ganzen in ihm verschmolzen, daß sich auch in der Darstellung der eine vom andern nicht will sondern lassen. — Sein ganzes Leben war, wenn wir auf seine Thätigkeit sehen, ein steter Krieg; sehen wir auf sein Schicksal, so war es — er hat es selbst so benannt — eine Tragödie. Er hat gestritten als Ritter und als Schriftsteller von früher Jugend an bis an sein Ende für sich selbst, für seine Familie, für seine Freunde, für die wieder auflebende Wissenschaft, für die Freiheit seines deutschen Vaterlandes, für die evangelische Wahrheit. Es folgt dieses Alles nicht nur der Bedeutung nach in dieser Ordnung auf einander, sondern in der Reihenfolge seiner Lebensperiode liegt ziemlich genau die gleiche Ordnung ausgesprochen, so daß wir, um ein geordnetes

Bild von diesem Streiterleben zu gewinnen, nicht anders können, als dasselbe von Anfang bis zu Ende an uns vorübergehen zu lassen. Bei der beschränkten Zeit, die uns dazu gegönnt ist, werden Sie es selber passend finden, wenn wir über die ersten Abschnitte dieses Lebens rascher hinweggehen, um bei den letzten, bedeutendsten, inhaltsreichsten möglichst lange verweilen zu können.

Ulrich von Hutten wurde geboren im Jahre **1488** auf dem Schlosse Steckelberg unweit Fulda. Sein Vater war Ulrich von Hutten aus altem fränkischem Adel, er hatte sich unter Max **I.** als Kriegsmann mehrmals hervorgethan. Es scheint ihn verdrossen zu haben, daß sein Erstgeborner nicht eben von starkem Körperbau war. Wenigstens scheint dies von Seite des Vaters und der Glaube an die Verdienstlichkeit des Klosterlebens von Seite der Mutter die Ursache gewesen zu seyn, daß der junge Hutten im **11.** Jahre in die Stiftsschule zu Fulda gethan wurde. Hier wurden damals bereits neben den unerläßlichsten Fachstudien auch die alten Sprachen getrieben und so kam es, daß im jungen Hutten statt einer Neigung zum Klosterleben vielmehr eine glühende Liebe zum klassischen Alterthum erwachte. Der Abt, welchem die ausgezeichneten Gaben seines Zöglings nicht entgingen, suchte ihn zwar für das Kloster zu gewinnen, aber der gelehrte und einflußreiche Ritter Eitelwolf von Stein, welcher fortan Hutten's Gönner blieb, verwies es ihm mit den Worten: Wolltest du uns denn einen solchen Geist zu Grunde richten? — Fünf Jahre hielt Hutten in diesem Kloster aus: dann aber brachten ihn der Ueberdruß an diesem eingesperrten Leben und die Zumuthungen, doch endlich Profeß zu thun, d. h. förmlich in den Mönchsorden einzutreten, zu dem Entschluß, durch heimliche Flucht aus dem Kloster seiner Lage ein Ende zu machen.

Hutten selbst äußerte sich in einer spätern deutschen Schrift darüber also: [1])

„Etwa in meiner Jugend, nemlich, da ich eilf Jahr alt gewesen, haben mich mein Vater und Mutter aus andächtiger guter Meinung in den Stift Fulda mit dem Fürsatz, ich soll darin verharren, ein Münch seyn, gethan: hab auch, als zu ermessen, das Verständniß noch nit gehabt, daß ich hätte wissen mögen, was mir nütz und gut, und worzu ich geschickt wär. Da ich aber ein wenig das Leben erkannt und mich bedäucht, ich vorwüßte mich meiner Natur in einem andern Stand viel baß Gott gefällig und der Welt ehrbarlich zu dienen, hab ich mich, als noch mit keiner Profeß oder Gehorsam verbunden oder verstricket, daraus gethan und andern Dingen, die ich mich zu vorwesen geschickter geacht, nachgegangen."

Zunächst entwich er nach Erfurt **1504**, woselbst er mit den bekannten Humanisten Crotus Rubianus und Eoban Hesse Freundschaft schloß und die classischen Studien mit großem Eifer fortsetzte, bis im Sommer **1505** eine Epidemie, welche in Erfurt wüthete, die beiden Freunde Crotus und Hutten aus Erfurt nach Köln trieb. In Köln docirten Theologen wie Hogstraten und Ortvinus Gratius in ihrer Weise die Scholastik. Hat Luther späterhin über dieses Studium als eine unnützliche Klopffechterei so bitter geklagt, so ist leicht zu denken, wie wenig der junge Hutten davon konnte angezogen werden. Mit desto innigerer Liebe schloß er sich dagegen an den berühmten Johann Rhagius Aesticampianus an, welcher durch seine Vorträge über alte Sprachen und Literatur die studirende Jugend besser zu begeistern wußte. Eben das aber zog ihm die Verfolgung der Theologen zu: er wurde auf **10** Jahre aus Köln verbannt. Der

---

[1]) Entschuldigung ꝛc. 5, 442.

Vertriebene wandte sich nach Frankfurt an der Oder, woselbst der Churfürst Joachim von Brandenburg auf Antrieb Eitelwolfs von Stein kurz vorher eine neue Universität gestiftet hatte. Mehrere seiner vorzüglichsten Schüler, unter ihnen Ulrich von Hutten, begleiteten ihn dahin. Im Jahr 1506 fand die feierliche Einweihung der neu gestifteten Hochschule Statt; Hutten erlebte die Ehre, daß sein Lobgedicht auf die Mark Brandenburg der Einweihungsgeschichte vorangedruckt wurde; auch war er einer der Ersten, welche hier die Magisterwürde erhielten.

Doch nachdem er unter der Leitung seines Rhagius etwa 3 Jahre lang in den classischen Studien und vornämlich in der Dichtkunst geschwelgt hatte, fand sich sein unruhiger Geist auch von diesem Universitätsleben nicht länger befriedigt. Eine mächtige Wanderlust ergriff ihn; es trieb ihn, auch die Welt und das Leben selbst anzuschauen. Unbemittelt mußte er seine Wanderung antreten, seine Hoffnung beschränkte sich auf die gastfreundliche Aufnahme, welche ihm seine Talente und sein bereits erworbener Ruf als Dichter bereiten würden. Denn durch seine Flucht aus Fulda hatte er die Zuneigung seines Vaters und alle Unterstützung von dieser Seite vollends verscherzt. Der alte Ritter war zwar wohl zur Einsicht gelangt, daß aus seinem Sohne niemals ein guter Ordensbruder geworden wäre: auch hörte er es gar gerne mit an, wenn man seines Sohnes Geist und Talente rühmte. Aller seiner Studien aber spottete er blos und meinte, wenn es denn einmal studirt seyn müsse, so sollte er sich auf ein solides Studium der Rechtswissenschaften verlegen. Dagegen hatten sich ausser Eitelwolf von Stein noch Marquard von Hatstein und zwei Verwandte Froben und Ludwig von Hutten seiner angenommen; von diesen scheint er in Köln und Frankfurt unterhalten worden zu seyn.

Gleich auf dieser ersten Wanderung bekam Hutten Widerwärtigkeiten aller Art zu erfahren. Er durchschweifte Nord-

deutschland, litt auf der Ostsee Schiffbruch, schleppte sich in bitterster Armuth, von erbetteltem Brode kümmerlich genährt, überdas vom viertägigen Fieber geplagt, von einem ärmlichen Nachtlager zum andern, oft auch von diesem hinweggescholten unter freiem Himmel herbergend — bis er endlich in die Universitätsstadt Greifswalde kam, wo er sich unter die Studirenden einschreiben ließ. Dies that man ihm aus Rücksicht für seine Leistungen in der Poesie unentgeldlich, auch nahm ihn der Professor Henning Loetz bei sich auf und unterstützte ihn mit Geld. Allein dieser Mann zeigte sich des Ruhmes der Gastfreundlichkeit bald unwürdig. Er und sein Vater, der Bürgermeister Wedag Loetz fingen an, ihren Gast die empfangenen Wohlthaten in übermüthiger Weise fühlen zu lassen und sich als eigenmächtigen Lohn eine drückende Herrschaft über den freiheitliebenden Jüngling anzumaßen. Dies ertrug Hutten nicht lange und noch überdies von einem Freunde vor der Falschheit Loetzens gewarnt, erklärte er seinen Entschluß, Greifswalde zu verlassen. Nachdem ihm nach langem Zögern die Bewilligung dazu von Loetz ertheilt war, machte er sich, obgleich von allen Mitteln entblößt und noch immer fieberkrank, bei strengster Winterkälte gegen das Ende des Jahrs **1509** auf den Weg. Kaum aber hatte er die Stadt im Rücken, so gereute es Loetzen, daß er ihn, an den er dieses und jenes gewendet und der ihm doch noch nichts eingetragen, so habe ziehen lassen. Auf den Rath des alten Loetz wurden ihm auf der Stelle berittene Diener nachgeschickt, mit dem Befehl, ihn auszuplündern. Sie erreichten ihn unweit der Stadt bei einem gefrornen Sumpf. Viel konnte ihm nicht genommen werden: um so unbarmherziger wurde ihm das Wenige entrissen, seine Kleider und einige Gedichte, die er im Manuscripte bei sich trug. Dabei wurde er so gewaltsam mißhandelt, daß er **2** Jahre nachher noch seinen Freunden in Wien die Erzählung von diesem Ueberfall durch Aufzeigen

der Narben bekräftigen konnte, welche die damals erhaltenen Wunden zurückgelassen hatten.

In diesem jammervollen Zustande wandte sich Hutten nach Rostock. Die dortigen Gelehrten nahmen sich des Hülflosen liebreich, an und er seinerseits hatte sich kaum etwas erholt, als er sogleich, um die gespendeten Wohlthaten nicht müßig zu verzehren, den Studirenden die alten Classiker erklärte und in 2 Büchern lateinischer Elegieen, die er „Klagen gegen Loetz“ betitelte, zugleich den Musen und seiner Rache ein Opfer brachte.

Nachdem seine Kräfte hinlänglich wieder hergestellt waren, so begann er seine Wanderung von Neuem und damit verschwindet er vor uns bis wir ihn im Jahre 1511 in Wittenberg wiederfinden. Hier erfuhr er durch einen Brief seines Crotus, was wir oben bereits mitgetheilt haben, nämlich wie sein Vater dermalen gegen ihn und seine Studien gesinnt sey. Crotus rieth ihm zu seinem Vater zurückzukehren und zu vernehmen, was dieser eigentlich mit ihm vorhabe. Gefalle ihm denn das nicht, so stehe ihm die Welt noch immer offen. Allein Hutten gab diesem Rathe kein Gehör, hielt sich auch in Wittenberg kaum so lange auf als nöthig war, um für zwei junge Pommern von Adel, die ihn darum gebeten hatten, eine Unterweisung über die Verskunst in Versen mehr hinzuwerfen, als auszuarbeiten, und begab sich sogleich abermals auf die Wanderung, ohne Geld, in einem nichts weniger als edelmännischen Aufzuge, nur in Hoffnung auf die gastliche Aufnahme, welche Freunde der Wissenschaften und der Dichtkunst ihm würden angedeihen lassen. Diese Hoffnung hat sich aber auch diesmal glänzend bewährt. Hutten durchzog Böhmen und Mähren und wurde in Olmütz vom Bischof Stanislaus Turzo nicht nur seinem Stande gemäß als Edelmann und Gelehrter bewirthet, sondern auch beim Abschiede mit einem werthvollen Pferde und einem ansehnlichen Reisegelde beschenkt; vom Probst Augustin erhielt

er noch überdies einen kostbaren Ring. So kam Hutten ganz stattlich in Wien an, wo er sich bald mit den Gleichgesinnten, d. h. mit den Verehrern der classischen Studien zusammenfand, unter welchen besonders der St. Galler Vadian zu nennen ist. Diesen Freunden erzählte er nun seine bisherigen Schicksale, und berichtet Vadian selbst[2]), „indem er uns dies und anderes aus dem Gedächtniß erzählte, zog er ein Gedicht aus dem Busen hervor, welches auf lauter einzelne Blätter geschrieben war, und sprach: Seht hier, meine Freunde, eine Arbeit, die ich vor wenigen Tagen, um die Beschwernisse der Reise zu mildern, zum Lobe unsers tapfern Kaisers verfertigt habe. Wir haschten es, Stück für Stück, denn es lag, wie die alten sibyllinischen Blätter durcheinander; Allen gefiel die Erfindung und alsbald ward es abgeschrieben. Es scheint mir der Bekanntmachung und allgemeinen Ausbreitung werth."

Inzwischen mochte Hutten selbst anfangen, einzusehen, wie er bei dieser Lebensweise doch keinem Ziele näher rücke. In der That mochten ihm die Nachtheile, die ihm bereits daraus erwachsen waren, fühlbar genug seyn. Gewiß dürfen wir jenen Zug von Wildheit, welcher uns das Bild dieses außerordentlichen Mannes auf unangenehme Weise entstellt, bereits auf die Rechnung dieses unstäten Jugendlebens setzen. Jedenfalls hat er sich dabei, in wie weit durch spezielle Verschuldung, mag hier dahingestellt bleiben, jene Krankheit geholt, welche ihm fortan seine Tage verbitterte und endlich seinen frühzeitigen Tod herbeiführte. — Er entschloß sich, dem Willen seines Vaters gemäß, nun ein ernstliches Studium der Rechte zu beginnen und begab sich zu dem Ende nach Pavia, wo er im April **1512** anlangte. Allein gerade nun, da er sich in ein ruhiges und geordnetes Leben ergeben hatte, nun mußte er mit Gewalt wieder daraus gerissen

---

[2]) S. Schubart, p. 22.

werden. Er hatte ein Vierteljahr seinem neu begonnenen Studium obgelegen, als Pavia, welches von den Franzosen besetzt war, von den Schweizern belagert wurde. Hutten hatte mit der französischen Besatzung schon lange nicht im besten Einvernehmen gestanden und eben während der Belagerung wurde er, ohnedas von einem heftigen Fieber gepeinigt, von den Franzosen in einen Winkel gesperrt und auf alle Weise geplagt und geängstigt. Schon glaubte er, der Tod sey ihm gewiß und dichtete sich selbst eine lateinische Grabschrift, als Pavia in die siegreichen Hände der Schweizer fiel. Damit war indessen unserm Hutten nicht sonderlich geholfen. Denn die Schweizer ließen es sich nicht ausreden, daß er unter den Franzosen gedient habe; sie nahmen ihn gefangen, plünderten ihn aus und mit genauer Noth konnte er sich nach Bologna retten. Hier war er nun Willens, das unterbrochene Studium der Rechte mit erneutem Eifer fortzusetzen, allein das böse Fieber, welches ihn plagte, nahm eher zu als ab, und seine Dürftigkeit erreichte den äußersten Grad. Es kam manchmal so weit mit mir, schrieb er selbst späterhin an Pirkheimer über diese Zeit, daß ich nichts hatte um meinen Hunger zu stillen, viel weniger die nöthige Kleidung. So war er zuletzt genöthigt, im Heere Kaiser Max's als gemeiner Soldat Kriegsdienste zu nehmen und machte als solcher im Jahre **1513** die Belagerung von Padua mit. Lange hielt indessen sein kranker Körper diese Anstrengungen nicht aus; im Jahre **1514** kehrte er nach Deutschland zurück. Das väterliche Haus war ihm noch verschlossen; denn dort achtete man ihn noch immer, wie er sich selber darüber ausdrückt, für den verlorenen Sohn. Aber seinem väterlichen Freunde, Eitelwolf von Stein, welcher Hofkanzler beim Churfürsten Albrecht von Mainz war, gelang es jetzt, dem armen Verlassenen die Huld dieses Fürsten zuzuwenden; und bald hatte sich Hutten denselben dadurch verpflichtet, daß er auf Eitelwolfs Ersuchen hin seinen berühmten Panegyricus auf

den Einzug Alberts in Mainz dichtete, das bedeutendste seiner poetischen Erzeugnisse. (Schubart theilt einige schöne Stellen daraus in metrischer Uebersetzung mit.)

Bisher haben wir unsern Hutten in einem beständigen Kampfe gesehen mit Feinden und Widerwärtigkeiten verschiedener Art, aber in einem Kampfe nur für seine eigene Existenz; wir kommen nun zu den Jahren, wo seine Kampflust und seine Streitkräfte in einen weitern Anspruch genommen wurden.

Zuerst war es das schwer verletzte Recht und die tief gekränkte Ehre seiner Familie, wofür er in die Schranken trat. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte den Johannes von Hutten, den Sohn des oben erwähnten Ludwig von Hutten, zu seinem besondern Günstling erhoben und ihn mit Ehre und Vertrauen überhäuft. Es hatte sich der Edelmann durch ausgezeichnete, treue Dienste desselben werth gemacht, so wie er überhaupt durch seine Rechtschaffenheit und Liebenswürdigkeit der Liebling des ganzen Hofes, ja des Volkes geworden war. Bald aber nöthigten ihn die Nachstellungen des Herzogs, für die Ehre seiner Gemahlin ernstlich besorgt zu seyn. Er bat um seinen Abschied, der ihm nicht verweigert werden konnte. Den Herzog aber setzte der Gedanke an die Vereitelung seines Verlangens so in Verzweiflung, daß er auf einem einsamen Spazierritt, zu welchem er den arglosen Hutten eingeladen hatte, mit meuchelmörderischer Hand von hinten über den Wehrlosen herfiel, ihn mit sieben Wunden zu Boden streckte und seinen Leichnam an einem Baume aufhenkte. Das geschah am 8. Mai 1515. Die Kunde von diesem Verbrechen erregte, wohin sie immer drang, gerechte Entrüstung. Vor allen aber war es das beleidigte Geschlecht der Hutten, welchem die Sühnung dieses Frevels am Herzen lag. Das Bedürfniß dieser Familie sich zu wirksamen Maaßregeln enger zu verbinden,

führte auch unsern Hutten nach 16jähriger Abwesenheit wieder auf das väterliche Schloß zurück.

Während die übrigen Verwandten, unterstützt von dem ganzen fränkischen Adel, sich mit rechtlicher Klage an den kaiserlichen Hof wandten, beeilte sich jener, den Tugenden des Ermordeten und der Schuld seines Mörders bei der Mit- und Nachwelt ein unvergängliches Denkmal zu setzen. Der Reichthum seines Geistes und die Fülle seines empörten Gefühls ergoß sich in einer Reihe von Schriften, unter welchen das Gespräch Phalarismus und die 4 Reden gegen Ulrich von Würtemberg, welchen später noch eine 5te folgte, wohl die bedeutendsten sind. Die Wirkung war außerordentlich. Ein Geschichtsschreiber[3]) sagt: „Zwanzig befehdende Ritter hätten dem Herzoge nicht so viel schaden können, als ihm dieser einzige Mann geschadet. Er schilderte die Ermordung seines Vetters mit so lebendigen Farben, hatte bei seiner trefflichen Schreibart und meisterhaften Darstellungskunst ein so großes Publikum, und wirkte auf den kaiserlichen Hof so kräftig, daß der Schlag, der den Herzog treffen sollte, selbst wenn er auch sonst keine weitere Veranlassung zu seinem Unglück gegeben hätte, vielleicht doch nicht abzuwenden gewesen wäre.“ — Uns aber sind diese Schriften noch besonders deshalb von Wichtigkeit, weil sich Hutten hier zuerst in derjenigen Schreibart bekannt machte, worin eigentlich seine hohe Meisterschaft liegt: in seiner kräftigen, blühenden, classischen, lateinischen Prosa. —

Von mehr Bedeutung indessen als diese Familien-Streitigkeit war ein anderer gleichzeitiger Kampf, in welchem Hutten zu Gunsten der Wissenschaft und eines verfolgten Freundes Mitstreiter war. Es ist dies der bekannte Verfolgungskrieg, welchen der Dominicanerorden, Hogstraten an der Spitze, gegen den ehrwürdigen Räuchlin erhoben hatte.

---

[3]) Spittler in der Geschichte Würtembergs. Wagenseil 45.

Hier war alles vereinigt, um Hutten's kriegerisches Feuer zu entflammen. Die unwürdige Behandlung des verehrten und geliebten Räuchlin; die niederträchtigen Angriffe auf die wiederauflebenden Wissenschaften zu Gunsten träger Ignoranz und einer abgelebten Scholastik; — und endlich hatte ja Hutten während seines Aufenthaltes in Köln sattsam Gelegenheit gehabt, das Wesen und Treiben jener theologischen Gilde kennen und verabscheuen zu lernen. In diesem Kriege suchte Hutten seine Gegner erstlich durch einen gewaltigen Schwertstreich zu schlagen, welchen er ihnen in dem Gedichte «Triumphus Capnionis» d. i. „Räuchlins Triumphzug" beibrachte. Hier wurde ihnen in ernster Sprache ihr nichtswürdiges Treiben vor Augen gehalten, demselben der Untergang und der Wissenschaft ein glorreicher Sieg und unvergänglicher Flor prophezeit. Schmerzlicher aber noch als dieser Schwertstreich verwundete sie jener Stachelwald, welchen sie in den berühmten „Briefen der Dunkelmänner" gegen sich anrücken sahen. An dem ersten, theilweise höchst anstößigen Bande dieser Briefe hat Hutten laut eigener Protestation, keinen Antheil, aber der zweite verdankt aller Wahrscheinlichkeit nach seine Entstehung ihm und dem Crotus Rubianus. In diesen Briefen wird nun die unglaubliche Ignoranz und Stumpfsinnigkeit der Bettelmönche, ihre gemeine, fleischliche Gesinnung, ihr niederträchtiges Intriguiren u. s. w. auf die unbarmherzigste Weise parodirt. Da aber ein Hauptreiz dieser Satyren in der geschickten Parodie ihres barbarischen Deutsch- oder Küchenlateins besteht, so sind diese Briefe eigentlich unübersetzbar.

Besonders lustig war es, daß die Mönche in England und Brabant, welche die persönlichen Beziehungen in jenen Briefen nicht wissen konnten, den Inhalt derselben für baare Münze nahmen, weil sie hier so recht entschieden ihres Herzens Meinung niedergelegt fanden. Thomas Morus[4]) schreibt

[4]) Meiners, p. 99.

darüber an Erasmus: „Wenn wir bei dem Lesen jener Briefe lachen, so meinen Jene, wir lachen nur über den Styl. Den wollen sie nicht vertheidigen, aber, sagen sie, er wird durch den Gehalt der Gedanken reichlich wieder aufgewogen und die rauhe Schale birgt einen trefflichen Kern!“ Die deutschen Mönche aber kannten die in jenen Briefen figurirenden Hauptpersonen wohl und fühlten die Anspielungen deutlich genug. Die erhaltenen Stiche schmerzten sie auch so heftig, daß sie nicht ruhten bis sie vom Pabste eine Verdammungsbulle gegen diese Briefe ausgewirkt hatten.

Der Streit gegen die fanatischen Ordensgeistlichen brachte unsern Hutten seinem letzten, bedeutsamsten Kampfplatze, dem, auf welchem er mit der römischen Curie und ihrem Anhang zusammentreffen sollte, schon merklich näher; allein ehe wir ihn denselben betreten sehen, müssen wir ihn noch auf einer zweiten Wanderung nach Italien begleiten.

Die Ermordung seines Vetters Johann hatte ihn, wie bereits bemerkt, seinen Eltern wieder zugeführt; es scheint eine völlige Aussöhnung stattgefunden zu haben, und Hutten genoß von Seiten der Seinigen wiederum Unterstützung. Die Bedingung aber war, daß er in Italien das Studium der Rechte von Neuem ergreifen und sich die Doctorwürde in diesem Fach erwerben sollte. Hutten dachte von der Art wie die Rechtswissenschaft von den damaligen Juristen, die wenigen eleganten Juristen, wie Alciati in Italien, Budäus in Paris, Zasius in Freiburg abgerechnet, gelehrt und angewendet wurde, sehr ungünstig. Es schmerzte ihn überhaupt, daß sich in den deutschen Ländern das römische Recht an die Stelle des einfachen Landrechtes zu drängen begann.

Göthe hat diesen Uebergang des alten Rechtszustandes in den neuern in seinem Götz von Berlichingen darzustellen gesucht. Sie erinnern sich an die ergötzlichen Repräsentanten dieser neuernden Richtung, welche uns dort in den Per-

sonen des Dr. Olearius von theoretischer, des Doctor Sapupi von practischer Seite erscheinen.

Gleichwohl entschloß er sich, nach dem Willen seines Vaters nach Rom zu gehen und das verhaßte Studium von Neuem anzufangen. Nur um den Doctortitel, erklärte er seinem Crotus, werde er sich nicht bemühen. Denn es verdroß ihn, daß dieser Titel wie mit magischer Kraft so viele hohle Köpfe plötzlich zu angesehenen Leuten umschuf und daß ihn seine Verwandten gar nichts wollten gelten lassen, weil er weder Doctor der Theologie noch der Rechte war.

Hutten kam noch im Jahr **1515** nach Rom, aber sein Aufenthalt daselbst war nicht von langer Dauer. Auf einem Spazierritt, den er mit einem Freunde unternahm, traf er mit **5** Franzosen aus der Suite des französischen Gesandten zusammen. Diese erlaubten sich beleidigende Reden gegen den Kaiser Max I., und Hutten, als guter Deutscher, gebot ihnen zu schweigen. Die Franzosen aber fielen über ihn her, mißhandelten ihn mit Schlägen, und als er zu entkommen suchte, zogen sie den Degen. Huttens Freund hatte sein Heil in der Flucht gesucht, und so blieb ihm nichts übrig als Einer gegen Fünfe gleichfalls den Degen zu ziehen. Das Wagestück lief glänzend ab. Hutten erlegte den Wildesten seiner Gegner; die andern Viere, dadurch erschreckt, zogen sich zurück und Hutten kam mit einer leichten Wunde in der linken Backe davon. Diese Waffenprobe hatte aber zur Folge, daß er um der Nachstellungen der gereizten Gegner willen Rom verlassen und seine abermals unterbrochenen Studien in Bologna fortsetzen mußte. Doch es war, als hätte er durch seine jugendlichen Irrfahrten einen Geist der Unruhe über sein ganzes Leben heraufbeschworen. Auch in Bologna, wo er wirklich mit Fleiß und Ausdauer seinem Rechtsstudium oblag, warf ihn ein widriges Ereigniß aus dem Gleise eines ruhigen und geordneten Lebens heraus. Es entstand ein heftiger Streit zwischen den deutschen und italienischen Studi-

renden, und Hutten, von den erstern zum Sachwalter erwählt, führte ihre Sache, wie er glaubte, mit verhältnißmäßig großer Mäßigung, in der That aber mit solchem Ungestüm, daß der Podesta seine Würde dadurch verletzt sah und Hutten genöthigt ward nach Ferrara zu fliehen. Von da begab er sich über Venedig nach Deutschland zurück und langte im Sommer des Jahres **1517** in Augsburg an, wo ihn ein glänzender Ehrentag erwartete. Es hielt sich eben damals Max I. in Augsburg auf und Konrad Peutinger, der angesehene Augsburger und beliebte kaiserliche Rath benutzte die Gelegenheit, seinen Freund dem Kaiser persönlich vorzustellen. Alles, was zu Huttens Lob gesagt werden konnte; die Opfer, unter welchen er seine wissenschaftliche Bildung erworben; seine Leistungen als Dichter und Redner, alles wurde in die Lobrede verflochten, welche Peutinger seinem Freunde vor dem Kaiser und einer erlauchten Versammlung hielt. Besonders aber scheint dem alten Herrn die Erzählung von dem ritterlichen Strauß gefallen zu haben, welchen Hutten zu Ehren seines Kaisers bei Rom bestanden hatte. Maximilian erkannte ihm die Ehre zu, nicht nur zum Ritter geschlagen, sondern auch als kaiserlicher Redner und Dichter öffentlich von ihm selbst gekrönt und aller Vorrechte eines Solchen theilhaftig zu werden. Hutten selbst spricht sich in einem spätern Briefe an Peutinger also darüber aus: „Beständig schwebt es mir vor dankbarer Erinnerung, mit welcher Gastfreundlichkeit Du mich in Dein Haus aufgenommen, mit welchen Lobsprüchen Du mich Deinen Freunden, und welchen Freunden! empfohlen, welche glänzende Audienz endlich Du mir beim Kaiser verschafft hast. Und wie Dieser auf Deinen Antrieb hin mich vor sich beschied, mir selbst die Dichterkrone aufsetzte, jenen Lorbeerkranz meine ich, welchen die schönste und tugendreichste Jungfrau Augsburgs, Deine Tochter Constantia, so sorgsam und zierlich geflochten hatte.“

Ueberdas erhielt Hutten Anträge, sich dem Dienste des

kaiserl. Hofes zu widmen, zugleich war er aber auch an den Hof des Churfürsten Albrecht von Mainz eingeladen worden. Ehe er sich für letztern entschied, begab er sich auf sein väterliches Schloß Steckelberg und hier eröffnete er den letzten folgenreichsten Kampf, den Kampf gegen die Macht des Pabstes, von welcher er sein deutsches Vaterland in politischer und religiöser Beziehung daniedergedrückt sah.

Wie bei Luther, so hatte sich auch in Huttens Brust die Kriegslust zu diesem Kampfe während seines Aufenthaltes in Italien und besonders in Rom selbst vielfach vorbereitet und er hatte seinen Gefühlen bereits in einer Menge von Epigrammen gegen das ungeistliche Treiben des vorigen Pabstes Julius II. Luft gemacht. Jetzt aber fand er auf seiner Reise nach Steckelberg bei dem bekannten Cochläus eine Schrift des Laurentius Valla vor, betitelt: „Ueber die erlogene Schenkung des Kaisers Constantin.“ Bekanntlich wurde die Berechtigung der Päbste zu weltlicher Herrschaft über einen bestimmten ihnen zugehörigen Staat auf eine Schenkung zurückgeführt, welche der Kaiser Constantin schon an den römischen Bischof Sylvester gemacht habe und welche von diesem angenommen worden sey. Im 15. Jahrhundert, als die Concilien mit dem Pabste um die Oberherrschaft kämpften, hatte Laurentius Valla, einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, in oben erwähntem Buche den bündigen Beweis geliefert, daß die ganze Sache von einer solchen Schenkung eines historischen Grundes ermangle und eine reine Fiction sey. Daß ferner eine solche Schenkung vom römischen Bischof gar niemals hätte dürfen angenommen werden, ja, daß endlich, wenn dies je hätte geschehen können, dennoch die Päbste durch ihre gräuliche Regierung sich dieses Rechtes längst wieder verlustig gemacht hätten. Laurentius Valla war dafür heftig verfolgt und sein Buch begreiflicher Weise verboten worden. Eben in diesem Buche nun sahe sich Hutten eine besonders wirksame Waffe gegen die Anmaßungen

Roms in die Hand gegeben. Er gab dasselbe auf Steckelberg, wo er eine Druckerei hatte, von Neuem heraus und dedicirte es keinem Andern als — dem Pabste Leo X. selbst. Man kann sich über diesen Einfall Huttens nicht treffender ausdrücken, als es Herder in seinem Denkmal Ulrichs von Hutten gethan hat [5]). „Ein rechter Jugend-, Helden- oder Eulenspiegelstreich in Huttens Leben!“ ruft Herder aus. Und in der That, in der Zueignungsschrift Huttens an Leo tritt uns ganz jene schneidende Ironie im Gewande der naivsten Zuversichtlichkeit entgegen, welche die Schwänke Eulenspiegels characterisirt. Sie erlauben mir, Sie kürzlich mit dem Gedankengang dieser überaus wichtigen Schrift bekannt zu machen.

Hutten hatte in Italien irgendwo die Inschrift gesehen: „Leo X. dem Wiederhersteller des Friedens.“ Dies nimmt er nun als ein von Leo gegebenes Versprechen an und spendet ihm dafür gebührenden Dank. Leo, sagt er, sey ein wahrer Oberpriester, das seyen die vorigen Päbste nicht gewesen, die hätten den Frieden nur gestört. Mit dem Frieden aber, so schließt er nun weiter, müsse auch Freiheit und Wahrheit wiederkommen, denn bei der Tyrannei sey Frieden unmöglich. Jetzt dürfe sich, da Leo Frieden verheißen, auch die Wahrheit wieder zeigen, und so denn auch das Buch des Laurentius Valla, das nur Solche hätten unterdrücken können, welche keine Päbste, sondern reißende Wölfe gewesen seyen. Leo, fährt er fort, habe großes Uebel verhütet, indem er auf friedlichem Wege Recht und Gerechtigkeit wiederherstelle. Denn die Erbitterung und Bewegung unter dem Christenvolke sey groß. Wären die Christen in dieser Stimmung auf einen schlechten Pabst gestoßen, so würden wir den unrechtmäßigen Besitzern gar Manches mit Gewalt entreißen müssen; Dir verdanken wir es, daß wir Alles ohne

---

5) Th. 15. S. 88.

Unruhe erhalten. Weil Du nun so verdient bist um den Frieden, so ist es thöricht zu fürchten, Du könntest die Wiederauflegung dieser Schrift deshalb übel nehmen, weil Deine Vorgänger sie verboten haben. Du hast mit ihnen keine Gemeinschaft, weil sie keine Gemeinschaft mit Christo hatten. — Nun folgt der Beweis, daß Valla's Schrift nicht gegen wahre Päbste sondern nur gegen Tyrannen gerichtet sey. Darum, sagt Hutten weiter, wenn Du Frieden bringst, so kann Dir dies Buch nur willkommen seyn; denn kein Friede kann bestehen, wenn nicht Jedem das Seinige wieder zugestellt wird. Es müßte Dir denn jenes Versprechen nicht von Herzen gegangen seyn. Es geht Dir aber gewiß von Herzen. Darum schmähen Dich die, welche nur zweifeln mögen, ob Du dulden könnest, daß man gegen jene erlogene Schenkung schreibe. — Jetzt folgt eine Schilderung der Brandschatzungen, welche sich die Päbste in Deutschland erlaubt, sammt starken Invectiven gegen sie, die nicht nur Geld aus Deutschland erpreßt sondern auch die Seelen der Christen gemordet hätten. Zum Schluß verspricht Hutten noch, sobald Leo ihm irgend ein öffentliches Zeichen seines Wohlgefallens an dieser Schrift, woran er gar nicht zweifle, werde gegeben haben, so wolle er sich Mühe geben, noch viele solche Schriften aufzufinden. —

Diese Dedication an Leo ist datirt vom **1.** Dec. **1517**; eine solche Sprache führte Hutten also zu einer Zeit, da Luther erst vor etlichen Wochen seine Thesen angeschlagen hatte, welche doch gegen die päbstliche Gewalt noch ganz harmlos gehalten sind. Im Jahr **1520**, als Luther über die Rechtmäßigkeit der päbstlichen Gewalt ins Klare zu kommen suchte, da war jene von Hutten bereits seit **3** Jahren herausgegebene Schrift des Valla von großem Einfluß auf ihn. Ich habe eben, schrieb er damals an Spalatin, die Schenkung des Constantin von Laur. Valla unter Händen, welche Hutten wieder edirt hat. Ich finde mich so in die Enge getrieben, daß ich kaum mehr zweifeln kann, der Pabst

sey eigentlich der Antichrist, welcher erwartet wird. So genau trifft alles zu, wie er lebt, was er thut, was er spricht, was er verordnet. —" Es hat seinen tiefern Zusammenhang, daß Hutten in directer Opposition gegen den römischen Hof Luthern der Zeit nach so weit vorangeeilt ist. Luthern, dem großen Theologen, war es zunächst um die reine Verkündigung tief an sich selbst erfahrener Grundwahrheiten des christlichen Glaubens zu thun, und als die päbstliche Macht ihn hieran hindern wollte, da wurde der innere Drang so gewaltig, daß er auch jene äußere Fessel zersprengte. Hutten, der deutsche Ritter, war empört über das Joch, welches der römische Hof seinem deutschen Vaterlande aufgeladen hatte, und ein Moment dieser unwürdigen Tyrannei war ihm auch die Unterdrückung der evangelischen Lehre. Diese Grundverschiedenheit zwischen beiden Männern hatte eine zweite zur Folge. Luther von rein evangelischem Standpunkte aus, konnte in seinem heiligen Kriege keine Waffen anerkennen außer Gottes Wort und Geist. Hutten, auf dem politischen Standpunkte eines deutschen Patrioten, machte sich so wenig als Sickingen und Kronberg ein Bedenken daraus, als Wort und Schrift nicht schnell genug durchgreifen wollten, mit dem Schwerte nachzuhelfen. Hutten selbst hat diese Verschiedenheit gefühlt: er sagt in einem Ermuthigungsschreiben, welches er Luthern nach Worms sandte: darin ist unsre Weise verschieden, daß die meinige menschlich ist, und du, der Vollkommenheit schon näher, dich nur an das Göttliche hältst.

Es ist characteristisch für die damalige Gesinnung des Churfürsten und Erzbischofs von Mainz, daß die Herausgabe jener Schrift Valla's von Seiten Huttens kein Hinderniß für diesen war, in den angebotenen Dienst am Mainzer Hof wirklich einzutreten. Dieser Dienst führte ihn im folgenden Jahre nach Paris, wo er sich durch seine gelehrte Bildung die Achtung und Freundschaft eines Budäus und anderer Gelehrter, durch seine gesellschaftliche Bildung aber, seinen

Witz und seine Gewandtheit in Umgang selbst die Bewunderung und Liebe der in diesem Punkt doch immer delicaten Franzosen erwarb. Nach mehreren andern Reisen nahm ihn sodann Albert im Sommer **1518** mit sich auf den Reichstag in Augsburg, auf welchem der Cardinal Cajetan als päbstlicher Legat erschien, um unter anderm Luther zu verhören und die Deutschen für einen Türkenkrieg zu begeistern. Dies letztere war es nun allerdings, wohin es auch Hutten zu bringen wünschte. Er verfaßte eine glänzende Rede an die deutschen Fürsten, worin er ihnen die Nothwendigkeit eines solchen Krieges und die Aussicht auf einen ehrenvollen Sieg mit der blühendsten Beredsamkeit vor Augen stellte. Dabei war er aber weit entfernt, sich etwa an die Bemühungen Cajetans anzuschließen. Im Gegentheil, er zeigte in sehr derber Weise, daß die Geistlichkeit mit dem Kriegswesen gar nichts sollte zu schaffen haben, und daß es dem Cardinal-Collegium übel anstehe, dem tapfern deutschen Volke Anweisung zu geben, wie man einen Krieg zu führen habe. Auch sey es sonderbar, daß der Pabst zu diesem Kriege Geld verlange. Geld geben solle er, wenn es ihm so ernstlich darum zu thun sey. Und zwar solle er doch nur das hergeben, was die unzähligen Beamteten der römischen Curie verschlängen: ja er solle doch nur das in Deutschland lassen, was er jährlich dort zu erpressen pflege. An einer spätern Stelle warnt Hutten geradezu vor dem Cardinal, auf dessen Antrieb solle man doch ja nichts thun. Die Cardinäle würden lieber den Türken Sieg wünschen, als den Deutschen. Ja er giebt sogar zu verstehen, daß ein solcher Krieg die beste Gelegenheit seyn würde, wie Asien durch Demüthigung der Türken, so Rom durch Züchtigung der verderbten Geistlichkeit zu retten. Es versteht sich von selbst, daß auf solche Weise weder der Cardinal noch Hutten einen Türkenkrieg zu Stande brachten, aber Hutten hatte doch dem Pabst eine seiner Erwerbsquellen, nämlich die Erpressung von Geld unter dem Vorwande eines Türkenkrieges, für diesmal verstopft.

Hutten hatte seinen Entschluß, am Mainzer Hofe zu leben gegen seinen Freund Bilibald Pirkheimer in Nürnberg, welcher denselben gemißbilliget, in einem ausführlichen Schreiben an diesen zu rechtfertigen gesucht. Es sey nicht Geschmack am Hofleben selbst was ihn dorthin ziehe, denn er hasse jetzt schon den Uebermuth der Höflinge: die großartigen Versprechungen, die doch nur blauer Dunst seyen, die weitläufigen Komplimente, die Gespräche, wobei einem nur aufgelauert werde. Aber er fühle das Bedürfniß nach einem thätigen Leben, nach einer ehrenvollen Stellung im Leben; ein einsames, beschauliches, nur den Studien gewidmetes Leben sage ihm durchaus nicht zu. Er wolle den ererbten Adel verdienen; denn ein Bürgerlicher, der sich durch Tüchtigkeit heraufarbeite, scheine ihm vornehmer, als ein geborner Edelmann, der selbst unthätig nur vom angeerbten Adel zehre. Man solle nur nicht glauben, daß er die Studien nun werde liegen lassen. Diese gedeihen vielmehr bei ihm am besten im Drang der Geschäfte. Auch sey das adeliche Landleben dermalen den Musen nicht besonders förderlich, in dem die Sorgen der Landwirthschaft und die beständigen Streitigkeiten bald mit den untergebenen Bauern, bald mit den Gränznachbarn unaufhörliche Störungen verursachten. Weiterhin zählt Hutten alle die trefflichen Männer auf, deren er sich als tüchtige Mitstreiter in dem Kampfe gegen die Barbarei erfreue, und schließt mit dem begeisterten Ausruf: O welche Zeit! Welcher Stand der Wissenschaft! Es ist eine Lust zu leben; aber zur Ruhe setzen mag ich mich noch nicht. O Bilibald, es grünen die Studien, es blühen die Geister! Greif zum Strick, alte Barbarei, oder sieh, wo du sonst unterkommst!

Dennoch hielt Hutten nicht länger als bis zu Anfang des Jahrs **1519** am Mainzer Hofe aus. Die Reisen für seinen Herrn, den Aufenthalt auf dem Augsburger Reichstage hatte er sich gefallen lassen, aber die unthätige Zeit,

welche nun folgte, war ihm auf die Dauer unerträglich. Albert war so großmüthig, ihm den vollen Gehalt zu lassen mit der Freiheit, leben zu dürfen, wo es ihm beliebe. Damals schickte sich eben der schwäbische Bund unter dem Befehl Franzens von Sickingen zu einem Zuge gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg an, welcher die Stadt Reutlingen überfallen und hart mitgenommen hatte. An diesem Zuge nahm die ganze Familie der Hutten Theil, indem er ihnen eine erwünschte Gelegenheit war, sich für Johann von Huttens Tod eine Genugthuung zu holen; und auch unser Ulrich von Hutten schloß sich um so lieber demselben an, als er kurz vorher die Bekanntschaft des edeln Sickingen gemacht hatte, welche sich auf diesem Zuge bald zur festesten und innigsten Freundschaft entfaltete. — Der Krieg lief sehr gelinde ab. Ulrich, von den Schweizern verlassen, floh aus dem Lande und dieses fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände der Sieger. Hutten beklagte das, er hätte gerne die Schweizer oder die Franzosen herbeigewünscht, um die Kräfte des schönen, tapfern Bundesheers in Bewegung zu setzen.

Indessen er wußte sich zu entschädigen. War ihm der Kampf mit dem Schwerte verkümmert worden, so strömte er seinen Kriegermuth in einer Reihe von Schriften aus, welche er im Laufe des Jahres **1519** theils zu Mainz, theils auf Steckelberg verfaßte, und zu Anfang des Jahres **1520** durch den Druck veröffentlichte.

Es sind das **4** Gespräche. Das erste ist betitelt: Das Fieber. Hutten kündigt dem Fieber die Wohnung auf und empfiehlt ihm, zum Cardinal Cajetan zu gehen. Das Fieber will nicht, weil der Cardinal seine Leute zu schlecht halte. Darauf schickt es Hutten zu den reichen Fuggern. Dort will es auch nicht hingehen, weil es sich vor den vielen Aerzten fürchtet. Darauf schickt er es zu den Bettelmönchen, darauf zu der höhern Geistlichkeit. Hier hofft das

Fieber keinen Platz mehr zu bekommen, weil schon genug andere Krankheiten da ihren Sitz aufgeschlagen. Endlich empfiehlt ihm Hutten einen Günstling des Pabstes, der eben von Rom angekommen und dort bei einem Cardinal leben gelernt habe. Zu dem geht es denn hin. — Das zweite Gespräch ist betitelt: Fieber das zweite. Das Fieber kehrt wieder zu Hutten zurück, und verlangt, freilich umsonst, wieder bei ihm aufgenommen zu werden. Es entwirft eine ergreifende Schilderung von dem lasterhaften und unseligen Leben der Geistlichen. Ein drittes Gespräch heißt: Die Zuschauer. Es treten darin auf der Sonnengott und sein Sohn Phaëton, welche den Sonnenwagen von der Culminationshöhe wieder abwärts führen und durch einen Riß in den Wolken hindurch den Augsburger Reichstag von **1518** beobachten. Da wird dann allerlei zu Lob und Schimpf des deutschen Volkes geredet. Wobei wir eine Stelle nicht übergehen dürfen, in welcher Hutten in höchst naiver Weise offenbar sich selbst porträtirt. Sol hat seinem Sohne die Deutschen als eine dem Trunke sehr ergebene Nation geschildert. Da fragt Phaëton, ob denn keine Aussicht da sey, daß dieses Volk auch einmal eine geistigere Richtung einschlagen werde? worauf Sol versichert, es sey bereits der Anfang gemacht. Es seyen solche da, welche ihren Geist ausbilden und mit den Musen aus der Castalischen Quelle trinken. Sieh dort, spricht er, jene dünnen, magern, schwach nach dem Körper, aber von großer und unbezwinglicher Geisteskraft; denn ihrem Geiste wohnt Schärfe und eine gewisse Erhabenheit bei. Besonders hart aber wird der päbstliche Legat Cajetan mitgenommen. Gegen das Ende des Gesprächs tritt dieser selbst auf in höchster Wuth gegen den Sonnengott, daß er so lange kein schönes Wetter gemacht habe, was in dem ohnehin kalten Deutschland gar nicht auszuhalten sey. Wenn er fortan nicht genau nach dem Befehle des Pabstes und seines Legaten erscheinen werde, so solle er ohne Gnade in

den Bann gethan werden. Der Sonnengott nimmt, wie billig, diese Drohung höchst ironisch auf, stellt sich sehr reuig und demüthig, entschuldigt sich, er habe deshalb bisher den Augsburger Reichstag nicht beschienen, damit die Intriguen des päbstlichen Legaten nicht an den Tag kommen sollten, verspricht aber für die Zukunft allen Gehorsam.

Die gewaltigste von allen diesen Schriften aber ist das vierte Gespräch: Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit. Hutten muß dem Ehrnhold erzählen, was sein Freund Vadiscus, der kürzlich aus Italien zurückgekehrt sey, ihm über Rom mitgetheilt habe. Diese Berichte sind in lauter Triaden gruppirt, z. B. drei Dinge schirmen den römischen Stuhl: das Ansehen des Pabstes, die Reliquien, und der Gewinn, der aus den Indulgenzen gezogen wird. Drei Dinge bringt man mit aus Rom: ein beflecktes Gewissen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Geldbeutel. Drei Dinge sind es, an die man in Rom nicht denkt, ohne darüber zu lachen: das Vorbild der ersten Christen, das Pontificat des Petrus und das jüngste Gericht. Drei Dinge sind zu Rom am meisten im Schwange: Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben. Drei Gemüse haben die Armen in Rom: Kraut, Zwiebeln und Knoblauch. Die Reichen haben auch drei: den Schweiß der Armen, den Wucher und den Raub des Christenvolkes. Dreierlei Leute haben in Rom das Bürgerrecht: Simon, Judas und das Volk von Gomorrha. Drei Dinge sind es, an welche in Rom die wenigsten glauben: die Unsterblichkeit der Seele, die Gemeinschaft der Heiligen und die Höllenstrafen, u. s. w.

Alle diese Dreiheiten werden nun jedesmal ausführlich durchgegangen und die Gebrechen der Kirche und des römischen Hofes in vielen Stücken deutlich und kräftig beleuchtet. So ist von der römischen Habsucht die Rede. Hutten erzählt, wie in Mainz ein Greis sich erinnere, daß nur zu seinen Lebzeiten die erzbischöfliche Würde 8 mal um schweres Geld

habe gekauft werden müssen, weil jedesmal bei Erledigung derselben der Pabst wiederum seine unmäßigen Forderungen durchgesetzt habe. Ehrnhold meint nun, es sollte nur einmal eine einzige Kirche eine solche Stelle ganz von sich aus besetzen, ohne Gesandte nach Rom zu schicken und dem Pabste Zahlungen zu leisten. Das werde dann Nachahmung finden. Nein, antwortet Hutten, das würde zu einem Kriege führen. Nun denn, antwortet Ehrnhold, so ist eine Vereinigung der ganzen deutschen Nation das einzige Mittel, das Joch mit einem Mal abzuschütteln. Das, hofft Hutten, werde auch bald geschehen. Doch ist er noch der Meinung, man müsse der Kirche nicht das Haupt abschlagen d. h. den Pabst abschaffen, sondern nach Art eines weisen Arztes, nur alles Krankhafte wegschneiden. Da würden dann viele schlechte Geistliche von selbst aus ihrem Stande austreten, und den bessern würde dann unter andern Bedingungen, z. B. nach Aufhebung des Cölibats ein weit gesegneteres Wirken möglich seyn. — An kräftigen Kernstellen gegen Rom fehlt es dieser Schrift nicht, ich will nur einen Ausruf Ehrnholds anführen: Hinweg mit dir Rom, das du den Glauben an Christum nicht hast, sondern eine Pflanzstätte teuflischen Geizes bist. Hinweg, du Wurzel der Sünden und Laster, aus welcher das allgemeine Verderben der Kirche Christi hervorwächst, hinweg mit dir!

Alle diese Schriften sind, wie Huttens Werke mit wenigen Ausnahmen überhaupt, anfänglich lateinisch geschrieben, wurden aber später in's Deutsche übertragen und waren von außerordentlicher Wirkung. Von allen Seiten her, aus Böhmen, aus Frankreich, aus Italien, von Königen, Fürsten, Edeln, Bischöfen, Gelehrten erhielt Hutten Zuschriften, worin ihm zu dem begonnenen Kampfe Glück gewünscht und er ermuntert wurde, ihn eifrig fortzusetzen. Hutten hatte gegen **2000** solcher Briefe gesammelt, die er unter dem Titel: „Vertraute Briefe“ herauszugeben gedachte. Ueber-

haupt war es jene Zeit in Huttens Leben, wo ihm das, was man Glück nennt, am meisten zugelächelt hat. Seine Gesundheit war kräftiger als vorher und nachher, er sah sich von den Besten geehrt, von einem der mächtigsten Fürsten begünstigt, und so dachte er ernstlich daran, sich an eigenem Heerde ein häusliches Glück zu gründen. Schon von seinem Feldlager in Würtemberg aus, hatte er an Friedrich Piscator geschrieben: „Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und damit du weißt, was für eine: gib mir eine schöne, junge, rechtschaffen erzogene, heiterer Gemüthsart, züchtig und geduldig. Sie sey nicht unbemittelt, aber auch nicht reich. Denn ich suche nicht Reichthum und was die Vornehmheit anbelangt, so glaube ich, dem Weibe, welches Hutten freit, wird der Adel nicht fehlen.“ Allein er erkannte bald, daß ruhige und glückliche Tage sein Theil nicht seyen, und daß das heiße Tagewerk, welches ihm beschieden war, ihm nicht gestatte, sich nach solchen lieblichen Bildern umzuschauen. Den Sieg, welchen er über seine sanguinischen Wünsche und Hoffnungen erfocht, hat er in einem köstlichen Gespräche gefeiert, Fortuna betitelt, welches im Jahre **1519** erschien. Hier hat er Kraft und Humor genug, die überwundene Thorheit seines eigenen Herzens auf das geistreichste zu verspotten. Er tritt vor die Glücksgöttin hin und begehrt von ihr erstlich ein Weib, und zweitens eine jährliche Rente von **1000** Goldgulden, womit er auf seinen väterlichen Gütern standesgemäß leben zu können hoffe. Die schalkhafte Göttin aber weiß ihn mit meisterhafter Dialectik aus einer Enge in die andere zu treiben und ihm immer schlagender darzuthun, wie solche Wünsche ganz und gar nicht zu seinem Wesen und Charakter passen; so daß Hutten endlich den Entschluß faßt, an die hartherzige Göttin keine Bitten mehr zu wenden, sondern in der nächsten Capelle Christum anzurufen, daß er ihm eine gesunde Seele in gesundem Leibe schenken wolle.

Bald traten auch in Huttens Schicksal Wendungen ein,

durch welche er ohnehin jede Hoffnung auf irdisches Glück zertrümmert sehen mußte. Durch seine wiederholten, immer keckern Angriffe sah sich denn doch endlich der Pabst zu einem Gegenschritt veranlaßt. Er erließ im Juli **1520** ein Breve an Albert von Mainz, worin er mit großer Schonung, aber doch entschieden genug seine Verwunderung zu erkennen gab, wie solche Schriften von einem Manne aus der Umgebung Alberts und unter seinen Augen herausgegeben werden könnten; und verlangte, daß der Verfasser entweder sich mäßige oder zu gebührender Strafe gezogen würde. Zu ersterm nun suchte Albert Hutten zu bewegen, jedoch ohne Erfolg. Darüber kam es zum Bruch zwischen beiden, und nicht durch einen bestimmten Befehl Alberts, sondern durch diese Gestaltung des Verhältnisses genöthigt, verließ Hutten ungern sein goldenes Mainz, wie er diese Stadt unter großer Lobpreisung zu nennen pflegte; bald darauf erschien eine Bekanntmachung, welche Jeden mit dem Kirchenbanne bedrohte, der Huttens Schriften kaufen, verkaufen oder nur lesen würde. Indessen, obschon ihm durch den Bruch mit Albert eine bedeutende Stütze weggeschlagen wurde: von einer Fessel wurde er doch eben hiedurch befreit. Jetzt erst konnte er, was er wohl längst gewünscht hatte, sich öffentlich an Luther anschließen und sich als dessen Bundesgenossen bekennen. Schon bei seiner Rückkehr aus Frankreich im Frühjahr **1518** hatte Hutten von der in Sachsen entstandenen Bewegung Kunde erhalten. Er hielt dieselbe indessen nur für einen Krieg der Mönche unter einander, und hoffte, daß dieselben sich auf solche Weise selbst aufreiben würden. Dem Ordensbruder, welcher ihm diese Nachricht gegeben, sagte er es geradezu: Fresset euch nur unter einander auf, damit wir euch los werden. — So scheint Hutten auch auf dem Reichstage zu Augsburg **1518**, wo doch Luther von Cajetan verhört d. h. kurzweg zum Widerruf aufgefordert wurde, noch gar nicht mit ihm in Berührung gekommen zu seyn. Erst im Jahre

1520 fing er an, sich mit Luther in Beziehung zu setzen. Er ließ ihm durch Melanchthon in Sickingens Namen einen sichern Aufenthaltsort anbieten: bat aber Melanchthon, er möge nicht merken lassen, durch wen dieses Anerbieten ausgerichtet worden sey, so wie er auch nicht selbst an Luther schreiben wolle, aus gewissen Gründen. Diese Gründe sind keine andern als eine Schonung gegen Albrecht von Mainz, mit welchem Hutten damals noch gut stand, Luther dagegen bereits verfehdet war. Jetzt fiel diese Schonung von selbst hinweg, und Hutten schrieb seinen ersten Brief an Luther, worin er ihm Muth einspricht, ihm versichert, daß er, es gehe wie es wolle, auf seine Hülfe zählen könne und ihn abermals einladet, sich zu Sickingen zu begeben, wenn er in Sachsen nicht mehr sicher seyn sollte. Es ist bekannt, daß Luther auf solche Zusicherungen hin gegen Spalatin verlauten ließ, er werde nun jeden Antrag zu einer Aussöhnung mit Rom von der Hand weisen. —

Doch nicht nur das. Hutten war damals noch voll der schönsten, kühnsten Hoffnungen auf die Hülfe des fürstlichen Bruderpaars, des römischen Königs Ferdinand und des neu erwählten Kaisers Karls V. Er konnte sich es nicht anders denken, als daß diese deutschen Fürsten für die Freiheit Deutschlands noch weit begeisterter seyn müßten als er es selbst war. Von der selbstsüchtigen Politik Karls V., welche uns freilich sattsam bekannt ist, hatte der redliche Hutten keine Ahnung. Schon im März des Jahres 1520 hatte er eine alte Schrift, die er im Kloster zu Fulda aufgefunden, neu herausgegeben und dem König Ferdinand dedicirt. Diese Schrift vertheidigt den Kaiser Heinrich IV. gegen den Pabst Gregor VII. und Hutten wollte jenen Fürsten dem neuerwählten Kaiser als Muster eines freien deutschen Kaisers aufstellen. In der Zueignungsschrift an Ferdinand sagt er: Es sey Pflicht, dem neu angehenden Kaiser mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Darum wolle er rathen, Deutsch-

land von einem Feinde zu befreien, der schlimmer sey, als die Türken, nämlich von der Tyrannei Roms. Er beklagte, daß Karl bereits angefangen, sich dieser Sclaverei zu fügen, und rühmt dagegen Heinrich IV. Die Päbste seyen um der Liebe willen zu ermahnen, doch lieber jetzt gleich freiwillig zur Besinnung zu kommen, als daß man sie, was bald geschehen würde, dazu zwinge. Es könne ihnen selbst nur frommen, wenn sie sich bessern, da bereits der Welt anfangen die Augen aufzugehen. Die Stellen der heil. Schrift, welche von schlechten Hirten handeln, werden auf die Päbste angewendet. — Warum er das schreibe? fragt Hutten. Weil man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Und besonders Fürsten müßten die Wahrheit lieb haben. Darum widme er diese Schrift ihm. Und wenn Jemand sage: Wie, du willst den Pabst verächtlich machen? so antworte er: Nein, sondern ich will der Welt aus einem Tyrannen einen Priester, aus einem weltlichen Fürsten einen Vater, aus einem Dieb einen Seelenhirten machen.

Als Hutten sah, daß zu Mainz seines Bleibens nicht mehr sey, beschloß er, sich geradeswegs an den kaiserlichen Hof nach Brabant zu wenden. Er hoffte, als kaiserlicher Redner durch seine Beredsamkeit nicht wenig Einfluß auf den jungen Kaiser ausüben zu können. Vor seiner Abreise gab er noch eine ähnliche alte Schrift, wie die eben erwähnte, heraus, mit einem kräftigen Aufruf „an alle Freien in Deutschland“, welcher mit den Worten schließt: Schon ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt, und jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und der Weinberg des Herrn gesäubert werden. Das sollt ihr nicht nur hoffen, sondern bald auch schauen. Inzwischen habt guten Muth, ihr deutschen Männer, und ermuntert einer den andern. Habt ihr doch keine unkundigen noch schwachen Vorfechter in diesem Kampf um die Freiheit. Seyd nur ihr stark und unerschrocken, und streckt nicht mitten im

Gefecht die Waffen. Denn durchbrechen müssen wir, durchbrechen endlich, um so mehr, da uns solche Kräfte und eine so günstige Gelegenheit zu Gebote stehen, da unser Gewissen so rein, unsere Sache so gerecht ist; und da diese Tyrannei bereits ihren höchsten Gipfel erreicht hat. Darnach thut und gehabt euch wohl! Geschrieben unterwegs zu Pferd am **25. Mai 1520.** Es lebe die Freiheit! Der Würfel ist geworfen! — Allein kaum war Hutten bei Hofe angekommen, ehe er eine Audienz beim Kaiser erhalten konnte, so wurde er von Allen, die es gut mit ihm meinten, dringend ermahnt, sich so schnell als möglich davon zu machen, denn es seyen von den päbstlichen Legaten bereits Meuchelmörder bestellt, um durch Gift oder Schwert seinem Leben ein Ende zu machen. So sah sich Hutten genöthigt zu fliehen, und nahm zunächst den Weg nach Mainz. Unterwegs begegnete er dem Inquisitor Hogstraten. Er hielt ihn an und rief: Halt, Nichtswürdiger, jetzt bist du an den Rechten gekommen! Welches Todes soll ich dich jetzt sterben lassen, du blutdürstiger Schurke? Hogstraten fiel auf die Kniee und flehte: Verzeihung, bester Hutten, wackerer Ritter, Verzeihung! Und Hutten ließ ihn ziehen indem er sagte: Mit deinem schändlichen Blut will ich mein Schwert nicht beflecken! — In Mainz konnten sich Huttens Freunde nicht genug verwundern, daß er so entronnen sey. Er ging nach Frankfurt, dort vernahm er, daß der Pabst mehreren deutschen Fürsten, und besonders dem Churfürsten von Mainz aufgetragen habe, ihn gefesselt nach Rom zu schicken; ja daß der Kaiser vom päbstlichen Legaten bereits darum angegangen worden sey, ihn in die Reichsacht zu erklären. — Jetzt stand dem Verfolgten keine Rettungspforte mehr offen, als die Pforte des Schlosses Ebernburg, wo ihn sein treuer Franz von Sickingen mit der herzlichsten Bereitwilligkeit aufnahm.

Das Erste, was Hutten im Schirm der Ebernburg un-

ternahm, war, daß er schriftlich nachzuholen suchte, was ihm persönlich am kaiserlichen Hofe nicht gelungen war. Im September **1520** schrieb er an den Kaiser, an den Churfürsten Albrecht, an Friedrich den Weisen und richtete endlich ein Schreiben an alle Deutsche aller Stände.

Beim Kaiser beschwert er sich bitter über die ungerechten Verfolgungen, welche Rom gegen ihn erhebe und stellt ihm vor, wie schmählich es für den deutschen Kaiser sey, daß der Pabst sich unterstehen dürfe, einen deutschen Ritter in Deutschland fesseln und nach Rom bringen lassen zu wollen, ehe er von seiner Obrigkeit verhört sey. In äußerst starker und — fast reicht der Ausdruck nicht hin — freimüthiger Sprache schärft hier der Unterthan dem Kaiser die Pflicht ein, Recht und Wahrheit zu schützen. —

An Albert von Mainz schreibt Hutten entschieden und kräftig; aber eine unverkennbare Wehmuth über das zerrissene Band dämpfte das ungestüme Feuer, welches in den übrigen gleichzeitigen Zuschriften lodert. Das Schreiben an Albert, kurz, kräftig und treuherzig, erlaube ich mir, Ihnen in der Uebersetzung ganz mitzutheilen, um so lieber, als Meiners und Wagenseil es nur flüchtig erwähnen:

Dem Cardinal und Erzbischof Albert entbietet Ulrich von Hutten seinen Gruß.

Von Andern habe ich erfahren müssen, was Leo X. dir aufgetragen hat; wie kann er dir doch befehlen, wie dich zwingen, mich gebunden nach Rom zu schicken? Darauf hast du ihn, wie mir scheint mit Unrecht, nicht aufmerksam gemacht; vielleicht deshalb nicht, weil du von seiner Gnade abhängig bist; und ich wünsche dir herzlichst und freundlichst, daß es dir damit gelingen möge. Nur fürchte ich sehr, er werde euch Bischöfen und der ganzen Geistlichkeit ein böses, schweres und trauriges Spiel machen mit dieser seiner unerhörten Frechheit. Das nehmt wohl in Acht und sehet euch in Zeiten vor, damit ihr nicht einmal sagen müsset:

das hätte ich nicht geglaubt. — Ach wenn ich doch nur jetzt zu einer Unterredung mit dir gelangen könnte! Ja, wehe dem, der meine Entfernung aus deiner Nähe veranlaßt hat; aus der Nähe eines Fürsten, welcher der wahren Frömmigkeit und den Bessern so wohl will! das ist bei meinem Schicksal das Beklagenswertheste. Aber das Alles will ich dulden, ja ich will mir's nicht merken lassen. Man verbannt mich von den Höfen, aus den Städten, auch aus meinem goldenen Mainz, vom öffentlichen Verkehr aus der Gesellschaft, mich, einen Menschen, der keiner Unredlichkeit angeklagt, keiner Schandthat, keines Verbrechens überwiesen, sondern nur ein Vertheidiger der Wahrheit ist: mich, der ich zum Besten gerathen, verbannt man unverhört, und mein Haupt wird nach Rom gefordert. Wer noch einen Tropfen deutschen Blutes in sich hat, muß den diese unwürdige Behandlung nicht empören? — Und als wollte er mit einem Stoß Alles umwerfen, ruft er den Arm der weltlichen Gewalt zu Hülfe. O einzige Verblendung! ewig denkwürdige Sinnesverwirrung. Doch sie, die solches thun, heißen ja heilig. Ich wende mich an dein Gewissen, Albert, und frage dich, kann ein christlicher Bischof, welcher durch so manches Gelübde der Welt entsagt hat, seiner Würde mehr vergeben, als wenn er am Arm des Herrn, d. i. am Sohne Gottes, an Gottes Wort verzweifelt und den weltlichen Arm zu Hülfe ruft, d. h. das Reich von dieser Welt, welches nicht Gottes ist, ja vom Reiche Gottes so geschieden, daß beide keine Gemeinschaft haben. Davon spricht der Prophet Jesaias: Wehe denen, die nach Egypten hinabziehen und ihre Hoffnung auf die Rosse setzen und ihr Vertrauen auf die Wagen, weil ihrer so viel ist, und auf die Reiter, weil sie so stark sind; aber auf den Heiligen Israel trauen sie nicht, und den Herrn suchen sie nicht. — Mir dagegen genügt es, auf den Arm des Herrn zu hoffen und mit demselben Propheten zu sprechen: Siehe, der Herr ist meine Hülfe, wer will wider mich

seyn? Denn die Motten werden Jene verzehren, welche so weit entfernt sind von der christlichen Mäßigkeit, welche Paulus von Allen verlangt; sie, die da nicht wandeln nach dem Geiste, sondern die Lüste des Fleisches vollbringen, so daß man von ihnen sagen kann: Sie verlassen sich auf den zerbrochenen Rohrstab Egyptens, der, so sich jemand darauf lehnet, so gehet er ihm durch die Hand. Diesen, Churfürst Albert, habe ich die Wahrheit gesagt, und das hat sie mir zu Feinden gemacht, nur dadurch konnte ich mir ihr Mißfallen zuziehen. Aber mag ich ihnen immerhin mißfallen, wenn nur meine Hülfe steht bei dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, und in dessen Wahrheit ich wandeln will. Denn Er ist die Wahrheit und alle Seine Gebote sind Wahrheit. Darum, wenn man mir von den Fabeleien des römischen Bischofs erzählt, welche nicht aus redlichem Eifer sondern um schändlichen Gewinnes willen ersonnen sind, so will ich sie verachten, verwerfen, verabscheuen, denn sie sind nicht nach dem Gesetze Gottes. Wenn doch der Bischof Leo dieses so ernstlich im Herzen bewegte, als er darauf bedacht ist, Deutschland immer wieder aufs Neue zu brandschatzen! und uns, die wir uns das päbstliche Joch mit gutem Rechte vom Nacken schütteln, uns zuerst durch Bannbullen, dann durch Gift und Schwert verfolgt, und zuletzt gebunden nach Rom geführt haben will: wahrlich er würde bis zu einem solchen Grade von Wahnsinn nicht versinken, als nun geschieht, so daß er entweder schleunig davon geheilt werden oder alles drunter und drüber gehen muß.

Dies Wenige habe ich dir schreiben wollen, die Zeit erlaubte nicht mehr. Dir wünsche ich Alles Heil, und insonderheit wünsche ich dir, daß du von dem Gifte bösen Beispieles unberührt bleiben mögest. So möge dich denn Christus der Heiland schirmen und stärken!

Ebernburg, den 1. September 1520.

Weit derber als gegen Albert rückte Hutten gegen den Churfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, mit der Sprache heraus. Jetzt endlich sehe ich, beginnt er, daß man der römischen Tyrannei entgegenwüthen muß. Es folgt eine Schilderung, wie Leo gegen ihn und gegen Luther gefrevelt. Ferner eine Schilderung von dem Verderben Roms. Er halte es für einen göttlichen Befehl, gegen dies vielköpfige Thier zu streiten. Wer solle da helfen? Gott, sage man. Ja, aber Gott bediene sich der Menschen dazu. Nun ein kräftiger Aufruf an die deutschen Fürsten. Was thut ihr eigentlich, ihr Fürsten? Ach daß ihr, die ihr könnet, wolltet! oder wir Ritter, die wir wollen, könnten! Er werde, erklärt er, nicht ablassen zu ermahnen, bis die Fürsten sich zur Tapferkeit ermannen oder sich der Tapferkeit unfähig zeigen würden. Er erinnert an Cato, der gesagt habe: jeden Machthaber, der helfen könnte, und es nicht thue, den solle man steinigen. Es wäre ja besser, dem Türken zu dienen, als Rom. Doch habe der Churfürst ein Gutes, nämlich, daß er Luthern schütze. Er solle aber an die Tapferkeit der alten Sachsen denken. — Ohne Blutvergießen, heißt es ferner, werde es nicht abgehen können bei der beabsichtigten Reformation. Da möchten aber die zusehen, welche die Ursache dazu gegeben. Sie verdienten wohl mit dem Schwerte verfolgt zu werden, da sie vielen das Gleiche gethan. Schließlich bemerkt Hutten, wenn er Niemanden zu gleichem Eifer entflammen könne, so werde er wenigstens frei sterben. Sterben, sagte er, das kann ich. Ein Sclav seyn kann ich nicht.

In der Zuschrift an alle Deutschen aller Stände ermahnt Hutten die Deutschen, eine solche Tyrannei, wie Rom sie ausübe, doch nicht zu dulden, und ihn, der so viel für Deutschland gethan und gelitten, doch nicht in der Noth zu verlassen. Er beruft sich darauf, daß er bisher nur Lateinisch geschrieben habe, um seine Gedanken nicht

unter den großen Haufen zu bringen und dadurch Unruhe zu erregen.

Von diesem Grundsatze wich er nun auf der Ebernburg ab; es schien ihm jetzt nothwendig, mit seiner Weckstimme überall, auch zu den Ungelehrten hinzudringen. Daher übersetzte er mehrere seiner Schriften in's Deutsche, vor Allem jene obenerwähnten 4 Gespräche, welche er in der Uebersetzung unter dem Titel Gesprächbüchlein seinem Sickingen dedicirte. Es ließe sich ein schönes Bild von der Freundschaft Huttens und Sickingens entwerfen, wenn man alle die begeisterten Lobsprüche zusammenstellen wollte, welche Hutten an unzähligen Orten seinem Freunde spendete, und wenn man die selbstverleugnende Liebe mit berücksichtigte, mit welcher Hutten ihn neben sich selbst in mehreren seiner Gespräche auftreten läßt, wobei er sich selbst in den Hintergrund, ja eigentlich in den Schatten stellt und oft wirklich etwas roh und wild erscheinen läßt, nur damit die reine, edle Größe seines ritterlichen Sickingen desto heller und kräftiger leuchten könne. Am innigsten aber spricht sich seine Liebe zu Sickingen in der Zueignungsschrift zu diesem Gesprächbüchlein aus, die ich trotz der Kürze der uns zugemessenen Zeit mich nicht enthalten kann Ihnen mitzutheilen. Ebenso wenig wollen wir an der poetischen Vorrede zu dem Gesprächbüchlein vorübergehen, welche an die Leser gerichtet ist [6]). Um hier recht zu würdigen, wie viel in der einen Zeile liegt: „Obwohl meine fromme Mutter weint", muß man sich erinnern, welche edle und zarte Rücksichten Hutten auf die Sicherheit der Seinigen nahm, während er sich selbst rücksichtslos jeder Gefahr Preis gab. Nämlich ihn von seiner gefahrvollen Laufbahn abzubringen, die er nun einmal für seinen Lebensberuf erkannt hatte, das vermochte weder sein Vater durch Zureden, noch seine Mutter

---

[6]) Beide Stücke siehe in dem Anhang zu diesen Beiträgen.

durch Bitten. Als aber nun der Vater, ausgesöhnt mit ihm, gestorben war, ließ Hutten die Theilung des väterlichen Vermögens in seiner Abwesenheit vor sich gehen, ohne sich im Geringsten darein zu mengen, da er doch der Erstgeborne war, weil er die Mutter und die Brüder durch seine Anwesenheit nicht compromittiren wollte: ja er bat sie, ihm doch keinerlei Unterstützung zukommen zu lassen, damit seine Widersacher nicht Anlaß davon nehmen könnten, auch sie zu verfolgen.

Außerdem gab Hutten noch ein längeres deutsches Gedicht heraus, betitelt: Auferwecker der deutschen Nation oder Klag und Vormahnung gegen der übermäßigen und unchristlichen Gewalt des Bapstes zu Rom ꝛc., ein Gedicht, welches uns jetzt freilich etwas breit vorkommt, das aber vortrefflich berechnet gewesen seyn mag, um gewisse Ideen, über welche Mancher noch stutzte, unter dem Volke recht in Umlauf zu bringen. — Interessanter für uns ist eine andere deutsche Schrift, welche Hutten zu gleicher Zeit in Prosa erscheinen ließ. Sie besteht aus 3 Aufsätzen: 1) Anzeig, wie sich allzeit die Bäpst gegen die Kaiser gehalten; 2) Beweis, daß die Kaiser allzeit Gewalt gehabt, die Bäpst ab- und einzusetzen; 3) Vergleichung der Bäpst Satzung gegen der Lehr Jesu Christi. Aus dem letzten Aufsatze, welcher in kurzen Sätzen Aussprüche Christi und der Apostel und päbstliche Lehren und Satzungen unter Anführung beidseitiger Citate einander gegenüberstellt, erlauben Sie mir einige Mittheilungen:

Christus spricht: Die Füchs haben ihr Hölen und die Vögel ihr Nester, aber des Menschen Suhn hat nit, daß er sein Haupt darauf leg. — Der Bapst spricht: Rom ist mein; Sicilia ist mein; Corsica ist mein; Assis ist mein; Perus' ist mein; all Gut der Welt ist mein. Wer dies nit glaubt, der zahl des Bapsts Land.

Christus spricht: Willst du vollkommen seyn, so gehe

hin und verkauf all Ding und gib das den Armen, so wirst du ein Schatz im Himmel haben. Der Bapst: Wann der Kaiser stirbt, so erb ich das Reich und wird St. Peters. — Christus trug ein Dornen Kron auf sein'm Haupt. Der Bapst spricht: Mir gehört ein gulden Kron, ja drei.

Christus: Euer Red soll seyn: Ja ja; nein nein. Bapst: Morgens sprech ich: Ja und gib Brief und Siegel, als sollts ewig Ja seyn. Nachmittag nimm ich Geld und sprich: nein; und mach etwan zehen Brief über Ein Sach; das bringt Geld in die Kanzlei.

Christus: Petre, steck ein dein Schwert in die Scheid! Bapst: Kaiser, Künig, Fürsten, Edlen, all Menschen, nehmet Schwert, Spieß, Hellenbarten, Kolben, Büchsen ꝛc. hellfet zu Tod schlagen die, die meiner Tirannei nit wöllen gehorsam seyn! — Das muß der Kaiser thun, oder meineidig genannt seyn. — Also ertödt Julius 16,000 auf ein Tag; das heißt die Schäflein Christi weiden.

Christus: Welcher will fasten, der fast mit frölichem Herzen ungenöthiget. Bapst: Ich will, daß man faste die 40 Tag in der Fasten, auch etlich Tag mehr. Gott geb, sie sehen sauer oder süß darzu.

Christus: All Speis, die der Mensch niessen mag mit Danksagung, befleckt ihn nit an seiner Seelen. Bapst: Ich verbeut aber ihnen etlich Zeit Fleisch, Eyer, Käß, Schmalz und verkaufs ihn' darnach wieder um Geld. Wer Geld bringt, dem erlaub ich alle Ding.

Christus: Wann ihr allen Sachen Recht habet gethan, so sprechet: Wir seyen unnütz Knecht. Bapst: Wann ich all Ding Unrecht thu und auch viel tausend mit mir verdamm, dannoch soll mich niemand strafen, und heissen den allerheiligsten Vater.

Christus: Mein Haus ist ein Bethaus. Bapst: Mein Haus genannt Dotarium ist ein Geldhaus. Wer nit Geld hat, der bleib heraus.

Auch in lateinischen Schriften setzte Hutten seine Angriffe gegen Rom von der Ebernburg aus fort. Auf die Verbrennung der Schriften Luthers durch die päbstlichen Schergen dichtete er einen Klageruf. Die Bulle Leo's gegen Luther gab er heraus von den beißendsten Anmerkungen begleitet und mit einem Nachwort versehen, welches eine förmliche Bußpredigt an den Pabst enthält. Ueberdieß mußte diese Bulle in einem besondern Gespräch „die Bulle oder der Bullenwürger" betitelt als Person auftreten, und er selbst, Hutten tritt gegen sie auf und mißhandelt und ärgert sie so lange, bis sie vor Aerger zerplatzt. Am wichtigsten für uns sind aber diejenigen dieser Schriften, welche uns in die Aussichten und Pläne der beiden Freunde auf der Ebernburg einen Blick werfen lassen.

Den mächtigen und gefürchteten Franz von Sickingen für den Krieg gegen Rom gewonnen zu haben war für Hutten von der größten Bedeutung. War von Karl V. noch etwas zu hoffen, so war Keiner geeigneter, auf ihn zu wirken, als Sickingen, der bei Max I. schon beliebt, sich bei der neuen Kaiserwahl um dessen Enkel nicht wenig verdient gemacht hatte; und zeigte sich der Kaiser ihrem Unternehmen abhold, so waren Wenige so unabhängig und mächtig zugleich, als er, um auf eigne Hand etwas zu unternehmen. Bei dem empfänglichen Gemüthe Sickingens für Wahrheit und Recht, hatte es nicht schwer gehalten ihn auf die Seite der Feinde Roms hinüberzuziehen. Wenn es anfangs Einigen gelungen war, ihn durch entstellte, dem Zusammenhang entrissene Mittheilungen aus Luthers Schriften gegen Diesen einzunehmen, so bedurfte es nur, daß Hutten ihn mit den Erzeugnissen dieses großen Geistes gründlicher bekannt machte, und er war so von Bewunderung und Liebe gegen ihn erfüllt, daß er keine Mahlzeit vorübergehen ließ, ohne sich aus Luthers oder Huttens Schriften vorlesen zu lassen.

Nach den Erfahrungen, welche Hutten am kaiserlichen

Hofe in Brabant und seither gemacht hatte, konnte die Hoffnung auf des Kaisers Hülfe nicht wohl anders als sehr schwankend geworden seyn, und die beiden Freunde sahen sich genöthigt, ihre Unternehmungen auf einem selbstständigen Fuß fortzusetzen. Ihr Lieblingsgedanke war, eine Verbindung des deutschen Adels mit den Reichsstädten zu Stande zu bringen und sobald dies Bündniß genugsam erstarkt seyn würde, den Kampf gegen Rom mit Waffengewalt zu eröffnen. Dies war nun freilich nichts weniger als loyal; dessenungeachtet aber wollten sie durchaus nicht für Aufrührer angesehen seyn; wiewohl die Art, wie sie sich desfalls vertheidigten, ziemlich sophistisch klingt. Wir finden diese eigenthümlichen Ansichten in einem Gespräche niedergelegt, betitelt „der zweite Warner" zum Unterschied von einem frühern, welches „der erste Warner" heißt. Hier tritt Sickingen auf mit einem Freunde, von welchem er wegen seiner gefährlichen Unternehmungen gewarnt und gebeten wird, von einem so meuterischen Vorhaben abzustehen. Sickingen aber weiß ihn ganz von der Triftigkeit seiner Sache zu überzeugen. Er erklärt offen, es sey sein Wille, Luthern mit Hülfe, Macht und jeglicher Gewalt zu vertheidigen. Der Freund bemerkt ihm: Du scheinst den Böhmen Ziska nachahmen zu wollen! worauf Sickingen erwiedert: Das ist allerdings nicht gegen meine Absicht. — Natürlich kommt hier dann auch der schuldige Gehorsam gegen den Kaiser zur Sprache, und da äußert Sickingen: Ich halte es für meine Pflicht, ihm nicht das anzurathen, was ihm für diesen Augenblick wohlgefällt, sondern was ihm auf die Dauer von Nutzen ist. Denn, sage mir doch, wenn der Kaiser im Fieber läge und er forderte kaltes Wasser, würdest du glauben, es ihm geben zu müssen, weil er es befiehlt? Gewiß ist oftmals nicht zu gehorchen der beste Gehorsam. — Und so kommt Sickingen endlich zur bestimmten Erklärung: es ist mein fester Entschluß, wenn der Kaiser sich der Sache nicht an-

nehmen will und keine Hoffnung mehr ist, daß dem Vaterlande von ihm aus geholfen werde, so will ich auf meine eigne Gefahr hin etwas wagen, es gehe damit, wie es wolle.

Dies sind nun zwar zunächst Huttens Gedanken, welche derselbe Sickingen nur in den Mund legt; indessen muß Letzterer doch wenigstens damit einverstanden gewesen seyn, sonst hätte Hutten ihn nicht dürfen so reden lassen. Nur in dem Einen waren die beiden Freunde verschiedener Ansicht: Hutten konnte den Ausbruch des Krieges nicht erwarten und wollte gleich losbrechen; Sickingen dagegen wollte eine günstige Gelegenheit abwarten und noch besser gerüstet seyn. Das zeigte sich besonders deutlich zu Anfang des folgenden Jahres, als in der Nähe der Ebernburg der Wormser Reichstag abgehalten wurde, und es den päbstlichen Legaten Aleander und Caraccioli gelang, das Wormser Edict gegen Luther zu Stande zu bringen. Schon die Invectiven, welche Hutten gegen die feindliche Partei entsandte, sind ein deutlicher Beweis davon. Jeder der beiden Legaten wird mit einer solchen bedacht; und diese Invectiven sind zwar allerdings heftig und leidenschaftlich, aber die Sprache ist durchgängig würdig und die Schmähungen erreichen lange den Grad von Anstößigkeit nicht, wie in Luthers Streitschriften; ihr schneidender, feinerer Ton erinnert weit eher an Calvin. Am auffallendsten sind die unverschleierten Drohungen, in welchen ihnen geradezu angekündigt wird, daß Hutten sich jetzt nicht länger halten könne, daß das Schwert tapferer Deutscher auf sie warte, wenn sie sich nicht zeitig davon machten. — Noch weniger dürfte die Sprache zu entschuldigen seyn, in welcher Hutten an den Kaiser schrieb, nachdem das Wormser Edict erlassen war. Scharf tadelt er diesen, daß er jene Geistlichen zu seinen Rathgebern mache, wodurch sie ja nur von ihren eigentlichen Pflichten abgehalten und verweltlicht würden. Er solle nur bedenken, welchen widrigen Eindruck seine Ankunft in Deutschland gemacht

habe, wie er da von lauter Cardinälen ꝛc. umgeben gewesen sey, und möge sich eine günstigere Stimmung zu bereiten suchen. — Und in diesem Tone fährt er fort, gegen 10 Seiten lang. — Ein gewaltiger Strom von Beredsamkeit braust uns aber entgegen in der Invective, welche an die ganze zu Worms versammelte Geistlichkeit gerichtet ist. An Drohungen fehlt es auch hier nicht, aber die herrlichsten Kraftstellen söhnen uns wieder aus.

Wenn nun trotz allen diesen Drohungen von Huttens Seite dennoch keine Thätlichkeit erfolgte, so können wir uns nicht verwundern, daß mehrere seiner Freunde, der Ritter Herrmann vom Busch in Prosa, Eoban Hesse in Versen ihn darüber zur Rede stellten. Huttens Schuld, oder wir möchten lieber sagen Verdienst war es nicht, daß noch nichts geschah, aber Sickingen wußte ihn immer wieder zurückzuhalten. Und er war von seinem Eifer auch nicht so verblendet, daß er nicht in ruhigern Stunden eingesehen hätte, es könnte durch eine Uebereilung die ganze Sache verdorben werden. In einer solchen ruhigern Stimmung ist der Brief geschrieben, in welchem Hutten seinem Freunde Pirkheimer von den Verhandlungen des Wormser Reichstages Nachricht gibt und es höchlich mißbilligt, daß in Worms ein öffentlicher Anschlag gemacht worden sey, welcher meldete, wie 400 Adelige sich für Luthern verschworen hätten, und mit dem meuterischen Aufrufe endete: Buntschuh! Buntschuh!

Hutten ließ also die Unternehmung in Sickingens Hand, bis dieser sie für gereift erklären würde. Ehe dies aber geschah, sollte noch einmal eine andere Wendung eintreten. Gleich nach dem Wormser Reichstage verlangte Karl V. nicht nur Sickingens, sondern auch Huttens Dienste im Kriege gegen Franz I. von Frankreich, was besonders Letzterer nach Allem, was vorgegangen war, immer für ein günstiges Zeichen halten durfte. Es ward auch gleich ein Zug gegen Lothringen unternommen, welchen Sickingen und der Graf

von Nassau befehligten. Durch Schuld des Letztern, welcher auf der Belagerung von Metz bestand, wurde der Feldzug vereitelt und die Hoffnung, den Kaiser für seine Plane zu gewinnen, war für Sickingen abermals verloren. Nun fing er an, sich alles Ernstes zu einer selbstständigen Unternehmung zu rüsten und im Sommer **1522** brach er mit einem Heere gegen den Erzbischof von Trier auf. Ein politischer Vorwand fehlte nicht, aber die vornehmste Absicht gab Sickingen selbst in einem Aufruf an das feindliche Heer zu erkennen, indem er erklärte, er komme, um der geistlichen Sklaverei ein Ende zu machen. Es gelang ihm, bis vor Trier zu rücken und die Stadt hart zu bedrängen. Allein der Erzbischof vertheidigte sie mit verzweifelter Tapferkeit, so daß Ludwig von der Pfalz und Philipp von Hessen Zeit gewannen, ihm zu Hülfe zu eilen. Ueberdies wurde Sickingen vom Reichsregiment auf das Härteste bedroht, wenn er nicht von der Belagerung ablasse. So entschloß er sich zum Rückzug, auf welchem seine Krieger in den Trierschen Landen nicht eben evangelisch hauseten. Der Krieg wurde nun auf Sickingens Gebiet hinübergespielt und eines seiner Schlösser nach dem andern belagert. Das nöthigte ihn, alle um ihres Glaubens willen Verfolgten, welche bisher bei ihm Schutz gefunden, zu entlassen, weil sie nunmehr nirgends größeren Grausamkeiten ausgesetzt waren, als auf einer seiner Burgen im Fall der Erstürmung. So mußten die Theologen Schwebel, Aquila und Oecolampad, und so mußte auch Hutten, zu kränklich um seinem Freunde ritterliche Dienste zu leisten, wiederum den Wanderstab ergreifen. Sickingen brachte den Winter in Schweinfurt zu; im Frühling begab er sich nach seiner Burg Landstuhl, um sie selbst zu vertheidigen. Wirklich wurde sie auch gleich nach Ostern von den drei Verbündeten belagert. Sickingen hatte die Burg, welche er mit **24** Fuß dicken Mauern umgeben hatte, für uneinnehmbar gehalten. Aber das feindliche Geschütz durchdrang sie den-

noch. Als Sickingen vernahm, daß ein Theil der Mauer niedergeworfen sey, ließ er sich — er war gichtkrank — an die schadhafte Stelle der Mauer hintragen, um sich mit eigenen Augen von dem Unglaublichen zu überzeugen. Da traf ein neuer Schuß; ein Balken fiel herab, der ihn tödtlich verwundete. Er ließ sich in ein Gewölbe bringen um vor den feindlichen Kugeln gesichert zu seyn. Aber der Muth der Besatzung war mit Sickingen gefallen. Die Burg ward übergeben, und die drei Fürsten besuchten den sterbenden Ritter in seinem Gewölbe. Dem Churfürsten von der Pfalz reichte er die Hand und antwortete ihm mit wenig Worten; die beiden andern, als sie auch mit ihm zu sprechen versuchten, wies er ab, weil er jetzt mit einem größern Herrn zu reden habe. So verschied er, während die drei Fürsten betend sein Lager umknieten, am 7. Mai **1523**. Als Luther die Nachricht von Sickingens Tod erhielt, wollte er sie anfangs nicht glauben; dann rief er aus: Der Herr ist gerecht, aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen! —

Hutten hätte sich, aus Sickingens Schutz entlassen, in den Schutz eines weit Mächtigern begeben können. Der König von Frankreich begehrte ihn zu dem Seinigen zu machen. Er bot ihm **400** Kronen jährliche Besoldung und den Titel eines Rathes, dabei sollte er leben können, wo es ihm beliebe. Allein Hutten hing mit zu vieler Treue an seinem Vaterlande, als daß er zum Feinde Deutschlands hätte fliehen mögen. Er schlug einen Ruf, der ihn jeder Verfolgung enthoben hätte, aus, und begab sich mit Oecolampad nach Basel.

Hier langte er im November **1522** an und wurde nicht nur von angesehenen Männern aller Stände, ja von den meisten Rathsherren privatim freundlich aufgenommen und besucht, sondern der Rath als Behörde hieß ihn in seinem Schutze willkommen und ließ ihm ein Ehrengeschenk reichen.

Nur der Mann machte eine Ausnahme, von welchem Hutten es wohl am wenigsten erwartete, Erasmus von Rotterdam, welcher sich hier neuerdings und für längere Zeit niedergelassen hatte.

Der neu erwachte Eifer für die Wissenschaften, welcher so manches freundschaftliche Band knüpfte, hatte auch Erasmus und Hutten einander nahe gebracht. Der Briefwechsel, welchen Beide mit einander führten und zahlreiche Stellen in den Schriften Beider zeugen von ihrer gegenseitigen Liebe und Anerkennung, und von gegenseitig geleisteten Freundschaftsdiensten. Erasmus, der Lehrer Europa's, hatte an Hutten einen der dankbarsten Schüler und Hutten genoß die Liebe jenes Lehrers in vorzüglichem Maaße, da Erasmus auf seine Kenntnisse und seine reiche productive Ader große Hoffnungen baute. Aber die große Heimsuchung der Kirche, wobei ihr Herr auch nicht gekommen war Friede zu bringen, sondern das Schwert, hat auch an der Freundschaft Huttens und Erasmus ihre scheidende, richtende Kraft bewährt. Wenn Erasmus über Huttens vorschnelle Heftigkeit, über seinen unbändigen Unternehmungsgeist manchen Verdruß empfinden mußte, so konnte Hutten bei dem zweideutigen Benehmen des Mannes, welcher den Anfang der Bewegung mit hervorgerufen, Viele zu unauslöschlicher Begeisterung dafür entflammt hatte, und nun, erschrocken vor dem lawinenartigen Fortgang, sich schüchtern zurückzog, noch weniger gleichgültig bleiben. Anfangs wurden noch von beiden Seiten freundliche Worte über diesen Differenzpunkt gewechselt; allein je kecker Hutten der Zerrüttung seiner bürgerlichen Verhältnisse entgegeneilte, und je unstatthafter bei wachsendem Drang zur Entscheidung die neutrale Stellung wurde, welche Erasmus mit unsäglicher Mühe zu erkünsteln suchte, desto schwieriger mußte es für beide werden, eine wahrhaft herzliche Gemeinschaft zu unterhalten. Diesen Wendepunkt in ihrem gegenseitigen Verhältniß scheinen zwei Briefe zu bezeichnen, welche Hutten kurz

nach einander im Herbst 1520 von der Ebernburg aus an Erasmus schrieb. Der erste ist vom 19. August und enthält, obwohl aus herzlicher Liebe quellend, dennoch schon starke Dinge, welche den an Verehrung gewöhnten Erasmus empfindlich treffen mußten. Höre an, schreibt Hutten, was ich im Vertrauen auf unsere Freundschaft gegen dich erinnern möchte. Als der Kampf gegen Räuchlin loderte, da schienest du dich einer schwächlichen Furcht vor seinen Feinden hinzugeben, welche deiner nicht würdig war. Und was Luthers Sache betrifft, so hast du dir letzthin alle Mühe gegeben, seine Widersacher glauben zu machen, du seyest diesem Vertheidigungskampf für die christliche Kirche völlig abhold, da sie doch wohl wußten, daß du ganz anders hierinnen gesinnt bist. Da scheinst du mir abermals nicht eben rühmlich gehandelt zu haben. Ich weiß, welchem Freunde ich dies schreibe und wie übel es dir anstehen würde, diese Erinnerung ungünstig zu deuten. Es schmerzte mich, wenn ich hören mußte, wie man über dich spricht; ich nahm den Freund in Schutz, obschon er mir selbst nicht recht gefallen wollte. Jetzt betrifft es meine eigene Sache, und da will ich mich unverholen gegen dich aussprechen. Laß mich, der ich dich immer so hoch gehalten habe, und mich auch ferner, wenn ich irgend im Stande seyn sollte, auf das Beste um dich verdient machen möchte, laß mich soviel von dir erlangen, daß du dir gegen mich nichts von der Art entschlüpfen lässest, wie gegen Luther und Räuchlin geschehen ist. Du weißt ja wohl, mit welchem Triumphe man gewisse Briefe von dir herumbietet, worin du dich selbst der Ungunst zu entledigen weißt, aber so, daß andere um so schwerer damit beladen werden. So hast du den Briefen der Dunkelmänner den Stab gebrochen, die du früher höchlich gebilligt hast; Luthern machst du den Vorwurf, er sey ein Ruhestörer, und doch bist du in deinen Schriften hie und da gegen die nämliche Klique zu Felde gezogen. Und wie du es auch angreifen

magst, Jene werden es sich nicht ausreden lassen, daß deines Herzens Wünsche für ihn sprechen. So thust du uns wehe und jene machst du dir doch nicht zu Freunden. Du hetzest nur auf und rufst Haß hervor, wenn du eine so offenkundige Sache verdecken willst. Darum, was meine Sache betrifft, so könnte mir zwar nichts Ehrenvolleres widerfahren, als in deinen Schriften gelobt zu werden; allein wenn du fürchtest, dir Haß zuzuziehen, so thue mir wenigstens das zu lieb, daß du mir keinen zuziehst, sondern übergehe mich lieber mit dem tiefsten Stillschweigen. Denn ich weiß wohl, wie viel du mir durch ein einziges Wort schaden könntest, welches meine Unternehmung zu schelten oder wenigstens nicht zu billigen schiene. Das habe ich dir, als einem Freund in aller Freimüthigkeit sagen wollen ꝛc.

Der zweite Brief vom **13.** November ist noch herzlicher und freundlicher geschrieben, enthält aber gleichfalls Dinge, die Erasmus gewiß gar nicht gerne gehört hat. So besonders, daß er noch zuversichtlicher als im vorigen Briefe zu den ganz entschiedenen Verfechtern der Sache Luthers gerechnet wird, daß Hutten ihm beweist, wenn Luthers Bücher verbrannt würden, so sey auch für ihn, den Erasmus, keine Schonung zu erwarten. Er solle fliehen, so lange es Zeit sey. Er werde für den Urheber der ganzen Bewegung ausgeschrieen. Was hast du, fragt Hutten, dir damit verdient, daß du dem Pabst so viele Jahre lang geschmeichelt und schön gethan hast, als daß er dich grimmig haßt und deinen Untergang wünscht. (Und doch that sich Erasmus auf Leo's Gnade nicht wenig zu gute!) Weiterhin heißt es: Du hast die Gegner durch Lobsprüche auf bessere Wege zu bringen gesucht; das ist freundlich gedacht, aber ihr Wahnsinn hat obgesiegt, und du hast ihnen nichts abgeschmeichelt. — Zum Schluß wird Erasmus gewarnt, sich in Löwen, wo er damals war, nicht für sicher zu halten und gebeten, sich doch nach Basel zu begeben. Deine Basler, heißt es, ver-

langen sehr nach dir. Was hindert dich, je eher je lieber dahin zu gehen, besonders, da es die freisinnigsten Menschen von der Welt sind, aus angeborner Neigung schon, nun aber sind sie durch Luthers Schriften und durch ein deutsches Gedicht von mir noch ganz erstaunlich in Flammen gesetzt worden.

Was nach diesem Briefe und vor Huttens Ankunft in Basel zwischen beiden Männern vor sich gegangen seyn mag, ist nicht bekannt. Jedenfalls nichts, was der steigenden Entfremdung hätte entgegenwirken können. Hutten hatte mit hitzigem Eifer seinen Weg verfolgt; hatte, was nicht nur Erasmus, sondern auch Luther höchlich mißbilligte, neben dem Schwert des Geistes auch zu dem eisernen Schwert gegriffen und nun kam er, aller Hülfe beraubt, verfolgt, arm, krank in Basel an. Es lag ihm nicht wenig daran, den Erasmus zu sehen, denn er hatte vor, wie er selbst gesteht, ihn über mancherlei zur Rede zu setzen. Er ließ durch Heinrich von Eppendorf, einen jungen Sachsen, der sich auf Herzog Georgs Kosten Studirens halber in Erasmus Nähe aufhielt, bei diesem anfragen, ob und wann ihm wohl ein Besuch angenehm wäre. Erasmus erkundigte sich sehr theilnehmend nach Huttens Wohlergehen und ließ ihm sagen, wenn er ihm irgend worin dienen könne, so würde ihn das sehr freuen. Zugleich ließ er ihn aber bitten, er möge ihm doch bei seiner Anwesenheit in Basel keinen Haß zuziehen. Dies mußte sich Hutten erst verdeutlichen lassen und erhielt die Erklärung: Erasmus bitte ihn, wenn sein Besuch nur der Höflichkeit gelte, lieber davon abzustehen, da ein Besuch von Hutten ihn dem Haß gewisser Leute aussetzen würde. Hutten unterdrückte seine Bitterkeit, schrieb auch nicht an Erasmus, ging aber absichtlich oft an dessen Wohnung — es war das Haus zum Luft — vorbei, in der Hoffnung, der alte Freund werde ihn doch einmal heraufrufen. Erasmus dagegen befragte den von Eppendorf

mehrmals angelegentlich, ob Hutten seinen Bescheid gut aufgenommen habe. Und als Eppendorf endlich erwiederte, es habe allerdings geschienen, als wenn Hutten doch gar gern mit ihm spräche, so sagte Erasmus: Wohl, so soll mir das Gerede der Leute gleich viel gelten. Wenn ich die geheizten Stuben vertragen könnte, so würde ich zu Hutten gehen, der den Ofen nicht entbehren kann. Glaubt er aber, es in diesem Saale bei mir aushalten zu können, so mag er kommen, ich will im Kamin ein tüchtiges Feuer machen lassen. — Sey es nun, daß Hutten einer solchen Einladung nicht folgen mochte, oder, was noch wahrscheinlicher ist, daß Eppendorf sie gar nicht ausrichtete, genug Hutten wurde noch im Januar **1523** vom Rath ersucht, um der Ruhe der Stadt und seiner eigenen Sicherheit willen sich zu entfernen und er begab sich in aller Stille, auf Nebenwegen, nach Mühlhausen, ohne Erasmus gesehen zu haben. Er versichert selbst und wir dürfen der Versicherung trauen, daß die Behandlung, die er in Basel von Erasmus erfahren, von dem früher genossenen Guten überwogen worden seye und ihn zu keinem Schritte gegen ihn würde verleitet haben. Aber da mußte ihm ein Brief von Erasmus an Laurin zu Gesicht kommen, welcher inzwischen geschrieben und auch schon gedruckt worden war. In diesem fand sich neben Vielem Anderm ihm höchst Mißfälligem, besonders folgende Stelle über Hutten selbst: „Hutten war hier einige wenige Tage zu Gaste. Er hat mich nicht besucht, ich ihn nicht. Und doch würde ich ihm, wäre er zu mir gekommen, als einem alten Freund, eine Unterredung nicht verweigert haben. Da aber er wegen Kränklichkeit nicht ohne geheiztes Zimmer seyn, ich aber die Oefen nicht vertragen kann, so hat keiner den andern zu sehen bekommen.“ Diese Entstellung einer für ihn ohnehin so kränkenden Thatsache war mehr als Hutten ertragen konnte. Wenige Tage, hieß es hier und Hutten war **2** Monate lang in Basel. Wenn er zu mir ge-

kommen wäre — und Erasmus hatte sich das ausdrücklich verbeten. Hutten könne nicht ohne geheiztes Zimmer seyn, und er hatte sich während seines Aufenthaltes in Basel Stundenlang auf offenem Markte mit seinen Freunden unterhalten. — Uebernommen von seiner Entrüstung schrieb Hutten seine viel besprochene Expostulatio, worin Erasmus mit zehnfacher Stärke alles zu lesen bekam was Hutten mündlich mit ihm hatte besprechen wollen. Seit Plank diese Schrift einen reutermäßigen Ausfall genannt hat, ist diese Benennung für dieselbe vielfach beliebt worden. Sie paßt aber nur insofern, als ein Ritter eben auch ein Reiter ist. Der Angriff ist heftig und derb, aber nicht plump und gemein. Hutten versetzt, es ist nicht zu läugnen, einem treulosen Freunde den Todesstoß; dieser Stoß ist aber ritterlich geführt. Was der Kampfrichter tadeln kann, das ist, daß Hutten in grimmigem Zorn das Schwert in der Wunde noch umkehrt, und mit der tödtlichen Wunde nicht zufrieden, dem Ueberwundenen noch einige weitere leichtere Stöße beizubringen sucht. — Mit furchtbarer Gabe der Deutlichkeit wurde in dieser Schrift das Unwürdige jener neutral seyn wollenden Stellung, welche sich Erasmus mit equilibristischer Fertigkeit zu erhalten suchte, vor den Augen des Publicums blosgestellt. Man kann den Charakter des Erasmus nicht treffender schildern, als es Hutten hier gethan hat. Mögen die Farben um Vieles zu stark aufgetragen seyn, die Richtigkeit der Zeichnung ist nicht zu verkennen. Ich theile nur eine kürzere Stelle daraus mit, wobei ich mich im Ganzen an die Uebersetzung von Stolz halte: „Der erst ist ohne Furcht, der ein bestimmtes Ziel im Auge hat. Du mußt in ängstlichen Sorgen seyn, du, der du auf unvorhergesehene Fälle immer eine andere Gestalt annehmen mußt und nie recht weißt, wo du auftreten, und wo du stehen bleiben sollst, weil du dahin eilst, wohin dich nicht die Ueberzeugungstreue führt, sondern der Eigennutz lockt; nicht die Pflicht ruft,

sondern die bedingte Gunst abzieht; denn du mußt befürchten, du kommest nach einiger Zeit in die Nothwendigkeit, wieder eine andere Partei zu ergreifen, und das stehe dann doch nicht mehr ganz in deiner Gewalt, wie lieb es dir auch wäre; und so komme es denn zuletzt mit dir dahin, daß, da du erst nur die Gelegenheit dir zu Nutz machen wolltest, bei den obwaltenden Unruhen in Sicherheit zu kommen, dann aber auch hofftest, an Ruhm alle Andern zu überglänzen, du am Ende das Zutrauen beider Parteien verlierest, auf das Trockene gesetzt werdest und von beiden Seiten einen deiner Treue würdigen Lohn empfangest."

So viel über die Weise dieses Angriffs und das Gelingen desselben. Daß Hutten seiner Leidenschaft gehorchte und den Angriff überhaupt machte, wer wollte das nicht beklagen? Gutes wurde dadurch nicht geschafft. Huttens Rache war gestillt, aber Erasmus der Sache der Reformation nur noch mehr entfremdet; und Freude hatten am Ende doch nur die boshaften Bettelmönche, welchen Hutten den Dienst erzeigt hatte, den verhaßten Erasmus auf das bitterste zu kränken.

Als Erasmus hörte, daß Hutten eine Schrift gegen ihn verfaßt habe, knüpfte er eine Correspondenz mit ihm an, in der Absicht, wenigstens die Veröffentlichung der Schrift zu verhindern. Allein diese Correspondenz wurde von Huttens Seite mit so vieler Leidenschaftlichkeit und von Erasmus Seite mit so herzloser Berechnung und darum unwillkührlich so unzart geführt, daß keine Verständigung erfolgen konnte. Mittlerweile war auch Huttens Schrift in Manuscripto so weit herumgewandert, daß an eine Unterdrückung nicht mehr zu denken war und Erasmus brach die Verhandlungen ab. — So bald aber dieselbe im Druck erschienen war, so setzte Erasmus eine Antwort dagegen auf, welcher er den Titel gab: „Des Erasmus Schwamm gegen das von Hutten ihm angespritzte Gift." Hutten hat diese Schrift nicht mehr zu lesen bekommen, und so wollen auch wir sie

bei Seite liegen lassen. Sie macht der Rhetorik des Erasmus viele, seinem Herzen aber wenig Ehre. Luther urtheilte so: „Ich wollte, Hutten hätte nicht angegriffen, noch weit mehr wollte ich, Erasmus hätte nicht geantwortet. Wenn das heißen soll, sich mit einem Schwamm abwischen, ich bitte dich, was heißt dann schmähen und lästern? Er hat seinem Namen und Ansehen durch dies Buch unglaublich geschadet, so daß mich der Mensch wirklich dauert."

Wir haben unsern Hutten noch auf seiner letzten, kurzen Wanderung zu begleiten. In Mühlhausen hatte Hutten versucht, den reformatorischen Bestrebungen einiger der dortigen Geistlichen zum Durchbruch zu verhelfen. Das zog ihm von der Gegenpartei eine Verfolgung zu, und in aller Heimlichkeit wie von Basel nach Mühlhausen, floh Hutten nun von Mühlhausen nach Zürich, wohin Zwingli ihn eingeladen hatte. Erasmus hielt es für seine Pflicht, den Rath von Zürich in einem eigenen Schreiben vom **10.** August **1523** vor Hutten zu warnen; er wolle ihm, sagt er, den Schutz des Standes Zürich nicht mißgönnen, aber man solle doch seinen Muthwillen ein wenig zähmen, „daß nicht aus des Ungezähmten Freveln eurer Landschaft vielleicht in Zukunft etwas Schadens oder Schand entspringe; denn er jetzt gar nichts mehr zu verlieren hat." Hutten erfuhr von diesem Schreiben. Es thut wohl, zu sehen, wie die Zuschrift, in welcher er sich darauf hin unter dem **15.** August an die gleiche Behörde wandte — vielleicht der letzte Brief den er aufgesetzt — so ganz ohne Bitterkeit und Leidenschaft geschrieben ist. Er bittet ganz ruhig, wenn solche Klagschriften gegen ihn einliefen, so möge ihm doch eine Copie zu Handen gestellt werden, damit er sich verantworten könne. — Es war nicht die Schuld des Rathes von Zürich, daß Huttens Aufenthalt daselbst nicht von langer Dauer war. Ein alter Feind erhob sich mit aller Macht gegen ihn, dem er nun endlich unterlag: seine langjährige Krankheit. Vergebens

hatte er in den Heilquellen von Pfäfers Hülfe gesucht; Zwingli übergab ihn seinem Freunde, dem Pfarrer Hans Schnegg auf der Insel Ufnau im Zürcher See, welcher, in der Arzneikunde wohl erfahren, den kranken Ritter in seine Pflege nahm. Aber seine Kunst war an ihm verloren. Noch im August **1523** starb Hutten in einem Alter von **36** Jahren. Sein Nachlaß reichte gerade hin, um die Schulden zu decken, welche er in den letzten Monaten seines Lebens hatte machen müssen. Es waren mehrere Manuscripte darunter, eine Schreibfeder und sein ritterlicher Degen.

Kein Denkmal ziert seine letzte Ruhestätte auf der einsamen Insel. Aber wenn wir uns jener großen Zeit erinnern, wo der Hauch eines neuen Lebens über das Todtenfeld der erstorbenen Kirche wehete, wenn wir die Männer segnen, welche die Träger dieses neuen Lebens gewesen sind: dabei dann auch Ulrichs von Hutten in Ehren und Liebe zu gedenken, das sey das Denkmal, welches wir ihm immer aufs Neue setzen wollen.

Anhang.

(Zu S. 90.)

Vorrede

zu dem

Gesprächbüchlein Herrn Ulrichs von Hutten.

Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und ehrenvesten Franzen von Sickingen, Kais. Maj. Diener und Hauptmann, meinem besondern vertrauten und tröstlichen guten Freund, entbeut ich, Ulrich von Hutten, meinen freundlichen Gruß und willigen Dienst.

Ohne Ursach ist das Sprichwort (in Nöthen erkennt man den Freund) nicht in Gebrauch gekommen. Denn wortlich darf Niemand sagen, daß er mit einem Freund verwartet sey, er hab dann den in seinen nothdürftigen, anliegenden Sachen dermaßen, daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückselig zu achten, dem nie von Nöthen ward, einen Freund diesergestalt zu probiren, mögen doch auch sich die der Gnade Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und hart haltende Freunde erfunden haben, unter welchen ich mich dann nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn, als ich auf das äußerlichst am Leib, Ehre und Gut von meinen Feinden genöthiget, so ungestüm, daß ich kaum Freunde anzurufen Zeit gehabt, bist Du mir nicht (als oft geschieht) mit tröstlichen Worten, sondern hilftragender That begegnet, ja mag ich (als das Sprichwort ist) sagen, vom Himmel herab zugefallen. Hierum ist wohl die Freundschaft deren, die sich zu guten und glückhaftigen Zeiten beweiset (wiewohl die mehr eine lustige Gesellschaft, dann wahre

Freundschaft genannt werden mag) dennoch nicht zu verwerfen.

Aber, ich hab unter den zweyen eben den Unterscheid, den die Aerzte unter den Speisen, deren etzliche allein süß und schmackhaftig, etzliche auch darzu gesund und heilsam seind. So ist es mir darzu kommen, daß ich nicht lustigs Geschmacks, sondern heilsamer Arzney, nicht fröhlichs Beywesens, sondern gewärtiger Hilfe bedörft, hab alsdann Dich (ich achte aus göttlichem Zuschicken und Vorsehung) funden, des nicht geachtet, was ein jeder von meiner Sache rede, sondern wie die an ihr selbst gestalt, beherziget; hast Dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für über mich gehalten. Und da mir aus Größe der Gefahr die Städte verschlossen gewesen, alsbald Deine Häuser (die ich aus der und anderen Ursachen willen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag) aufgethan, und also die angefachte und verjagte Wahrheit in den Schoß deiner Hilfe empfangen, und in den Armen deiner Beschirmung ganz kecklich gehalten. Daraus dann gefolgt, daß ich meinen Fürsatz, den auch Du ehrbar und redlich nennest, nicht wenig gestärkt, alle Gelehrte und Kunstliebende teutscher Nation (denen dann auch nicht weniger, dann mir selbst, an dieser Sachen gelegen), sich in Freuden und Frohlocken erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter, von der freudenreichen Sonnen erquikket worden; dargegen die boshaftigen Curtisanen und Romanischen, die mich verlassen gemeint, und derhalben einen Triumph von mir geführt hätten, da sie gesehen, daß ich mich (ein Sprichwort ist) an eine feste unerschütte Wand gelehnet hab, ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwas niedergelassen, sich fast ingethan, und kleines Lauts worden. Für solche deine Wohlthat Dir genugsamen Dank sagen, hab ich nicht Mangel an Gemüth und Willen, sondern am Glück

und Vermögen Gebrechen. Wird mir aber je eine bessere Zeit erscheinen und sich Aenderung des Glückes (als dann mein freie Hoffnung zu Gott) begeben, will ich Dir allem meinem Vermögen nach dermaßen wieder dienen, da Du je aufs wenigest mich keinen Fleiß Dir Dankbarkeit zu erzeigen, gespart haben spüren sollt, und mittler Zeit, das mir kein Greuel noch Gewalt, kein Trotz noch Uebermuth, kein Armuth noch Elend benehmen mag, das ist, mit Kräften meiner Sinnen und Vermögen, der Verständniß, treulich und fleißiglich dienen, auch Dir jetzo, wie etwan Virgilius den zweyen wohlverdienten Jünglingen, zugesagt haben. Wo etwas mein Geschrift vermag, Dein Lob müßt sterben keinen Tag. Wiewohl, ob Du Dich schon gegen mir dermaßen (wie obberührt) nicht gehalten, hättest Du dennoch um das mit deinen ritterlichen herrlichen Gethaten verdient, daß ich und alle, deren Vermögen ist, gegenwärtige oder vergangene Ding, durch Behelf der Geschrift, in Erkanntniß zukünftiger Zeit bringen deinen Namen aus dunkelm Vergessen in das Licht der ewigen Gedächtniß setzeten. Dann ohne Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist Du, der zu dieser Zeit, da jedermann bedacht, teutscher Adel hätte etwas an Strengkeit der Gemüther abgenommen, Dich dermaßen erzeigt und bewiesen hast, daß man sehen mag teutsch Blut nicht versiegen, noch das adelich Gewächs teutscher Tugend ganz ausgewurzelt seyn, und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt, Kaiser Carlen, deiner tugendhaften unerschrockenen Muthsamkeit Erkanntniß ingebe, damit er Dich deiner Geschicklichkeit nach in hohen trefflichen seinen Händeln, das römisch Reich, oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und der That brauche; denn alsdann würde Frucht Deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen.

Führwahr, einen solchen Muth sollt man nicht ruhen lassen, noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht wer-

den lassen. Aber, ich hab mir nicht fürgenommen, in dieser Vorred dein Lob zu beschreiben, sondern einmal meinem Herzen, das gestreckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit, die ich gegen deinen unwiedergeltlichen, an mir begangenen Wohlthaten, die doch Du noch täglich je mehr und mehr überhäufest, trag, einen Luft geben. Schenk Dir zu diesem neuen Jahr die nächstfolgende meine Büchlein, die ich nächst verschiedenen Tagen in der Gerechtigkeit (wie vorgenannt) Herbergen eilends und ohn größeren Fleiß verteutscht hab. Und wünsch Dir damit, nicht als wie oft Freunde pflegen, ein fröhliche sanfte Ruh, sondern große ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin Du vielen Menschen zu gut, dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest. Darzu wöll Dir Gott Glück, Heil und Wohlfahrn verleihen. Geben zu Ebernburg auf den heiligen neuen Jahrs-Abend, im Jahr nach Christi Geburt MCCCCC und ein und zwanzigsten.

Zu dem Leser dieser nachfolgenden Büchlein
Ulrich von Hutten.

Die Wahrheit ist von neuem geborn,
  Und hat der Betrug sein Schein verlorn,
Des sag Gott jeder Lob und Ehr,
  Und acht nicht fürder Lügen mehr,
Ja, sag ich, Wahrheit was verdruckt,
  Ist wieder nun herfür geruckt.
Des sollt man billig genießen lohn,
  Die darzu haben Arbeit gethon.
Dann Vielen es zu Nutz erscheußt,
  Wiewohl es manchen auch verdreußt,

Die faulen Pfaffen lobens nit,
  Darum ich jeden Frommen bitt,
Daß er gemeinen Nutz bedenk,
  Und kehr sich nicht an lose Schwänk,
Es ist doch je ein Pabst nicht Gott,
  Dann auch ihm ist gewiß der Tod,
Ach, fromme Teutschen, halt ein Rath,
  Das nun so weit gegangen hat,
Daß's nicht geh wieder hinter sich,
  Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und begehr des anders keinen Genieß,
  Dann wo mir geschäh deshalb Verdrieß,
Daß man mit Hilf mich nicht verlaß,
  So will ich auch geloben das:
Von Wahrheit will ich nimmer lan,
  Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
  Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich darmit zu schrecken meint,
  Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gefangen an,
  Gott wöll sie trösten, es muß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
  Will's Gott, so mag's nicht werden gewendt,
  Darum will brauchen Füß und Händ.

Ich hab's gewagt.

Ulrich von Hutten.